



PHOENIX-RHEINROHR

WERKMÄNNER AN RHEIN UND RUHR / Unsere Gemeinschaft in Wort und Bild / Postverlagsort Düsseldorf • Nur für Betriebsangehörige

28

FEBRUAR
1959

wichtig — interessant

Die Belegschaft der Wuragrohr GmbH in Wickede-Ruhr meldete ein außergewöhnlich gutes Ergebnis der letzten Blutspendeaktion, die am 18. Dezember in Einvernehmen zwischen Geschäftsführung und Betriebsrat durchgeführt wurde. Von 500 spendefähigen Belegschaftsmitgliedern gaben 152 ihr Blut, das sind über 30 Prozent. Im Vorjahr verzeichnete man eine Beteiligung von 20 Prozent. Das ist das bisher beste Ergebnis in unserem Unternehmen.

Der Stahlverbrauch ist ein guter Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft. Unter den sechs Ländern des Europamarktes steht die Bundesrepublik mit 393 kg je Kopf der Bevölkerung an der Spitze. Italien wies mit 139 kg im Jahre 1957 den geringsten Verbrauch auf. Den höchsten Pro-Kopf-Verbrauch verzeichnet die USA mit 568 kg. England und die UdSSR liegen mit 362 kg etwas hinter der Bundesrepublik.

Ein besonderes Lob spendete der Bundesatomminister Prof. Balke der Eisenhütten-Industrie für ihre intensiven Bemühungen um eine gesunde Wasserwirtschaft. Sie hat ihren Wasserverbrauch erheblich gesenkt.

Fast 800 000 DM wurden den gewerblichen Belegschaftsmitgliedern des Werkes Thyssen durch den Lohnsteuerjahresausgleich 1958 mit der Dezemberabrechnung erstattet. Dabei handelt es sich um die Fälle, bei denen der Arbeitgeber für die Durchführung des Lohnsteuer-Jahresaus-

Die Bestellkarten der Pensionäre für die Werkzeitungs-Sammelmappen werden der Märzausgabe beigelegt.

gleichs zuständig ist. Ferner sind in diesem Betrag die Lohnsteuerbeträge enthalten, die auf Grund des Steuerreformgesetzes vom 18. Juli 1958 für den Zeitraum von Januar bis August 1958 gegenüber dem neuen Tarif zuviel gezahlt worden sind. Die vergüteten Beträge beliefen sich in Einzelfällen bis zu 600 DM. Bei den anderen Werken unseres Unternehmens erfolgten Steuerrückzahlungen in etwa gleichem Umfang.

Von den Schönheiten des Wintertages ist auf dem oft mühsamen Weg zur Arbeit nicht viel zu sehen



- 2 Was die Redaktion zur 28. Ausgabe zu sagen hat
- 3 Die Duisburger Luft ist besser als ihr Ruf
- 4 Wir mußten auch einschränken
- 5 Wir sind im Bilde über die wichtigsten Ereignisse
- 6 Problem „Staub“ — einmal herzhafte angepackt
- 7 Hüttendirektor Karl Schiewerling wurde 60 Jahre alt
- 8 Die Neugestaltung des Hafens nimmt Form an
- 9 Die freie Aussprache — Hier kann jeder seine Meinung sagen
- 10 Unser ältestes Verwaltungsgebäude hielt über ein Jahrhundert stand
- 11 Das neue Verwaltungshochhaus steht im Lot
- 12 Ein stählernes Bauwerk wird verrückt
- 13 Mülheimer Stahl für Mülheimer Brücke
- 14 Thyssenchor hielt Rückschau auf erfolgreiches Jahr
- 15 Unfallfreies Arbeiten bringt mehr Geld
- 16 Unser 9. Städteporträt: Langenfeld — die Heimat des Werkes Immigrath
- 17 Die größere Konkurrenz macht sich bemerkbar
- 18 Mit einer Rippe fing es an
- 19 Zahlen Sie zuviel Steuern?
- 20 40 und 25 Jahre im Dienst von Phoenix-Rheinrohr
- 21 „Mach es selbst!“ — mit einem heiteren Augenzwinkern betrachtet
- 22 Die kleine Werkzeitung — lebendig, aktuell, betriebsnah
- 23 Für Sie gezeichnet und fotografiert
- 24 ... und jetzt haben wir Karneval

HERAUSGEBER

PHOENIX-RHEINROHR AG

Verantwortlich: Hüttendirektor Karl Schiewerling · Redaktion Eduard Gerlach, Hauptverwaltung Düsseldorf, Ronsdorfer Straße 130-180, Telefon 82 41, Nebenstellen 63 59 u. 63 32 · Werk Thyssen, Mülheim 44 34, Nebenstellen 48 40/45 60 · Werk Ruhrort, Duisburg 4 44 71, Nebenstelle 62 34 · Druck: Gebr. Hermes, Düsseldorf · Klischees: Küppers, Düsseldorf

Auflage: 44 000

Umschlagtaufnahmen: Farbstudio Harz, Düsseldorf, und Wolff & Tritschler, Frankfurt; Schwarz-Weiß-Fotos: Gust (1), foto pit ludwig (1), Kulturamt der Stadt Langenfeld (2), Möser (1), Stadtbildstelle Mülheim (3), Holthaus (3), Tesch (1), K. Zimmermann (1), W. Zimmermann (2) und Werkfotos.

Zeichnungen: Hermann Bock und Heinz Sonntag



UNSER TITELBILD

zeigt das Belegschaftsmitglied Otto Dürr an der Lochpresse der Stoßbankanlage 3 im Mülheimer Rohrwerk

Liebe Leserin und lieber Leser!

Nun hat sie auch uns erwischt — die Kurzarbeit. Man soll ihre Auswirkungen für unser Unternehmen mit seinen 29 000 Beschäftigten nicht überbewerten, aber auch nicht verkleinern; denn hart getroffen wird jeder von ihr, der nun mit weniger Lohn in der Tüte zu rechnen hat. Auch die Frauen werden es bald spüren, wenn die Männer mit geringeren Einnahmen nach Hause kommen. Die Familien werden sich nach der neuen Decke strecken müssen, die jetzt kleiner geworden ist. Vorerst arbeiten alle, die von der Kurzarbeit betroffen sind, statt 44 nur noch 40 Stunden in der Woche. Sie verlieren damit monatlich zwei Schichten. Ein Ausgleich durch Kurzarbeiterunterstützung ist für sie gesetzlich leider nicht möglich. Denn eine Unterstützung kann u. a. erst dann gezahlt werden, wenn weniger als 5/6 der normalen regelmäßigen Arbeitszeit gearbeitet wird. Wir sind zur Kurzarbeit gezwungen. In all den Betriebsabteilungen nämlich, die schon seit längerer Zeit mit Aufträgen schlecht versorgt werden, hat sich zur Jahreswende die Situation noch weiter verschlechtert. Deshalb mußte die Unternehmensleitung im Einvernehmen mit dem Betriebsrat zu Einschränkungen übergehen, um die derzeit noch anhaltende Flaute zu überwinden. Es besteht aber kein Anlaß zu großer Sorge, denn der Stahlverbrauch steigt, wenn auch wenig, weiter. Und in gleichem Maße, wie der Lagerabbau beim Handel und bei den Stahlverbrauchern fortschreitet, wird sich die Auftragssituation all- gemein und auch für uns bessern.

Eduard Gerlach

Duisburger Luft ist viel besser als ihr Ruf

Phoenix-Rheinrohr will Staubquellen ausschalten
Luft hygiene muß eine internationale Aufgabe sein

Die Zusammenballung der Industrie an bestimmten Stellen und die damit verbundene dichte Besiedlung dieser Gebiete hat überall in der Welt schwer lösbare Probleme aufgeworfen, von denen die Verschmutzung der Luft in letzter Zeit mehr und mehr erörtert wird. Während die Luftverschmutzung im Ruhrgebiet lediglich eine unangenehme Begleiterscheinung der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung blieb, führte sie an anderen Stellen der Welt wegen besonders ungünstiger technischer, geologischer und klimatischer Verhältnisse sogar zu Katastrophen.

Bekannt ist die Katastrophe durch den Londoner „Smog“. Hier sammelten sich im Dezember 1952 bei Windstille unter einer dichten Nebelschicht so hohe Konzentrationen giftiger Abgase an, daß innerhalb von vier Tagen über 5000 Menschen starben. In London hat man seitdem mit allen Mitteln, aber fraglichem Erfolg versucht, eine Wiederholung solcher Katastrophen zu vermeiden. Die wichtigste Maßnahme war das Verbot, in Haushalten und anderen nicht entstaubten Feuerungsstellen Rohkohle zu verbrennen. Das war aber erst möglich, als man einen rauchlosen Halbkoks entwickelt und die für seine Herstellung nötigen Anlagen gebaut hatte. Die damit verbundenen erheblichen Mehrkosten muß der Verbraucher in England tragen.

Den Umfang des Problems „Staub“ zeigt der „Smog“ in Los Angeles. In dieser Stadt, in der kaum Industrie besteht und keine Kohle verfeuert wird, sind 2 Millionen Autos zugelassen. Außerdem gab es dort bis vor kurzem keine Müllabfuhr, und jeder Anwohner verbrannte den Unrat.

Vielfach Auspuffgase

Man hat in den USA festgestellt, daß 8 bis 10 Prozent des Brennstoffs eines Automotors nicht verbrannt werden. Die den Auspuff verlassenden organischen Zersetzungsprodukte dieser unvollkommenen Verbrennung des Benzins und die der Müllverbrennung in den Haushalten und Betrieben verursachen in Los Angeles den weitaus größten Teil der Luftverunreinigung.

Bei ungünstiger Witterung wirken sie so auf Augen, Nase und Rachen, daß es zu schweren Reizerscheinungen kommen kann, von denen im Herbst 1953 etwa 80 Prozent der Bevölkerung befallen worden ist. Das alles geschieht noch heute in einer Stadt, die kaum Industriewerke besitzt. Trotz größter Aufwendungen für Forschungen über dieses Problem, für die Entwicklung

guter Müllverbrennungsöfen und für zusätzliche Einrichtungen bei den eine wirkliche Lösung dieser Probleme noch nicht geglückt.

Ähnliches gilt auch für die Industriestadt Pittsburgh. Dort müssen freilich noch vor wenigen Jahren für deutsche Verhältnisse unvorstellbare Zustände geherrscht haben. So fackelten die Hochöfenwerke das gesamte Gichtgas ungeeignet ab, da billiges und im Heizwert hochwertiges Erdgas in großen Mengen zur Verfügung steht. Auch in Pittsburgh gab es bis 1948 keine Müllabfuhr. In den Haushalten und Kleinbetrieben wurde außerdem Kohle mit 30 bis 40 Prozent „flüchtigen“, im wesentlichen rußenden Teerprodukten verbrannt. Von diesen Verschmutzungsquellen hat man seit 1948 vor allem die optisch auffallenden beseitigt und das in der Propaganda so geschickt herausgestellt, daß Pittsburgh heute vielfach als leuchtendes Vorbild für die Lösung des Staubproblems ganz allgemein gilt.

Tatsächlich liegen aber dort noch heute die Verhältnisse ungünstiger als bei uns. Das konnten wir nicht nur an Ort und Stelle feststellen, sondern es ergibt sich auch aus den offiziellen Berichten des Amtes für Staubbekämpfung. Bei Auswertung der Berichte darf nicht übersehen werden, daß man in Pittsburgh nur den Staub bestimmt, der in Wasser unlöslich ist, während in Deutschland alle Angaben über Staubmengen auch den wasserunlöslichen Anteil enthalten, der im Durchschnitt zusätzlich 20 Prozent bringt. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache fielen im Stadtdurchschnitt von Pittsburgh monatlich je 100 Quadratmeter an Staubmengen in den Jahren:

1938	60 t je Quadratmeile	=	2,73 kg bzw. 3,28 kg je 100 m ²
1948	56,3 t je Quadratmeile	=	2,17 kg bzw. 2,6 kg je 100 m ²
1949	52,6 t je Quadratmeile	=	2,06 kg bzw. 2,47 kg je 100 m ²
1951	52,9 t je Quadratmeile	=	2,08 kg bzw. 2,49 kg je 100 m ²
1952	51,6 t je Quadratmeile	=	1,98 kg bzw. 2,36 kg je 100 m ²
1954	47,6 t je Quadratmeile	=	1,84 kg bzw. 2,21 kg je 100 m ²
1955	48,9 t je Quadratmeile	=	1,89 kg bzw. 2,26 kg je 100 m ²

Im Originalbericht 1955 von Pittsburgh werden die Werte der einzelnen über die Stadt verteilten Meßstellen angegeben. Der niedrigste Wert bringt einen Jahresdurchschnitt von 1,8 kg je 100 qm, der höchste im Industrieteil Hazelwood einen solchen von 7,39 kg!

Zum Vergleich seien die amtlichen Messungen des Jahres 1957 im Stadtgebiet von Duisburg angeführt. Sie liegen wesentlich niedriger als in Pittsburgh, und zwar zwischen 1,3 kg und maximal 4,6 kg. Eigene Messungen ergaben im Werk Ruhrort als Durchschnitt in der Zeit vom Oktober 1957 bis April 1958 im Streubereich der Hochöfen an der Werkschule 2,5 kg und selbst in der Nähe des Thomaswerkes und zugleich im Streubereich der Thomasschlackemühle „nur“ 4,5 kg gegenüber dem Pittsburgher Höchstwert von 7,4 kg.

Besser als in Pittsburgh

Wir finden demnach an der ungünstigsten Stelle unseres Werkes, an der ständig dichte, braune Rauchwolken den Blick auf sich lenken, günstigere Werte, als in der „staubfreien“ Stadt Pittsburgh amtlich festgestellt wurden. Wir halten das keineswegs für einen so großen Erfolg, daß wir die Dinge treiben lassen könnten. Ganz im Gegenteil, es muß noch viel geschehen. Wie schwierig aber die Beseitigung von Staubquellen oft ist, wollen wir an einigen aktuellen Beispielen zeigen.

Da ist unser schönes, modernes Hochdruckkraftwerk in Ruhrort. Normalerweise soll es mit Gichtgas und nur bei Spitzenbedarf an Strom zusätzlich mit Kohlenstaub betrieben werden. Als es gebaut wurde, machten mehrere Entstaubungsunternehmen für die nach allen Plänen nur stundenweise erforderliche Entstaubung des Kamins fast gleichartige Vorschläge. Mit einem Kostenaufwand von rund 500 000 DM wurden dann zwei große Elektrofilter eingebaut.

Fortsetzung Seite 7

Wir mußten auch einschränken

**Werk Thyssen/Mülheim
am stärksten betroffen**

Nachdem Phoenix-Rheinrohr trotz der allgemeinen schwierigen Auftragslage in der Eisen- und Stahlindustrie bisher weder kurzgearbeitet noch Entlassungen vorgenommen hatte, sah sich die Leitung des Unternehmens auf Grund einer anhaltend schlechten Auftrags-situation gezwungen, in einigen Anlagen Einschränkungen durch Kurzarbeit vorzunehmen.

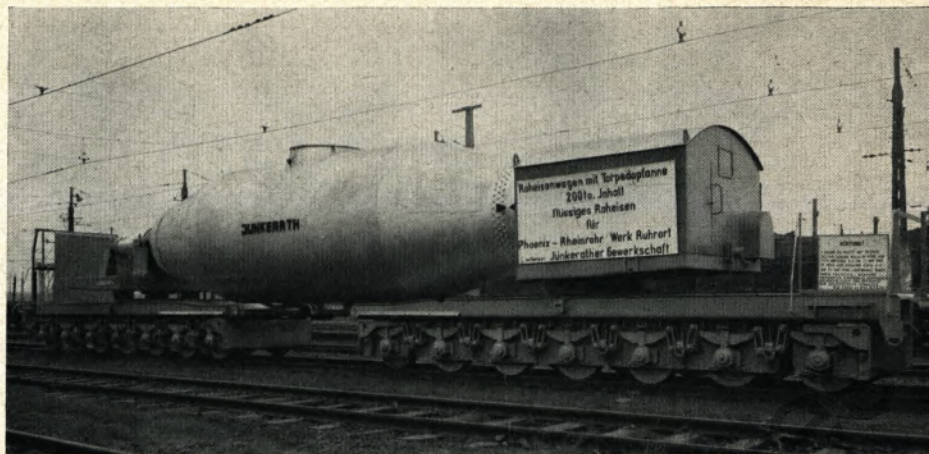
Am stärksten wirkt sich diese Maßnahme beim Werk Thyssen (Mülheim) und dort vor allem beim Grobblech-walzwerk und bei einigen Röhrenwalzwerken aus. Betroffen ist in Mülheim mit rund 4 000 Arbeitern fast die Hälfte der Belegschaft, die ab 31. Januar vorerst statt 44 Stunden nur 40 Stunden in der Woche arbeitet.

Das SM-Stahlwerk in Ruhrort wurde ab 1. Februar bis auf weiteres ganz stillgelegt. Seine Belegschaft konnte aber in anderen Abteilungen der Hütte beschäftigt werden. Die Blockstraße I und Halbzeugstraße laufen parallel dazu mit verkürzter Arbeitszeit und machen Sieben-Stunden-Schichten. Die nachgeschalteten Betriebsteile wie Verladung und Halbzeugzurichtung bleiben auf Acht-Stunden-Schicht bei entsprechender Kürzung der Schichtenzahl pro Monat.

Diese Maßnahmen wurden in enger Zusammenarbeit zwischen der Unternehmensleitung und dem Betriebsrat getroffen. Die Unternehmensleitung nimmt an, daß die notwendig gewordenen Einschränkungen nur vorübergehenden Charakter haben.

Stundenlöhne an dritter Stelle

Die Stundenlöhne der Stahlarbeiter in der Bundesrepublik standen mit 3,09 DM Mitte 1958 an dritter Stelle unter den Ländern der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (jeweils zum amtlichen Wechselkurs umgerechnet). Luxemburg zahlte mit 3,91 DM und Belgien mit 3,28 DM höhere Bruttolöhne. Im Saarland (2,92 DM), in Frankreich (2,48 DM), den Niederlanden (2,37 DM) und Italien (2,01 DM) war der Bruttostundenlohn der Stahlarbeiter nach den Berechnungen der Hohen Behörde niedriger als bei uns.

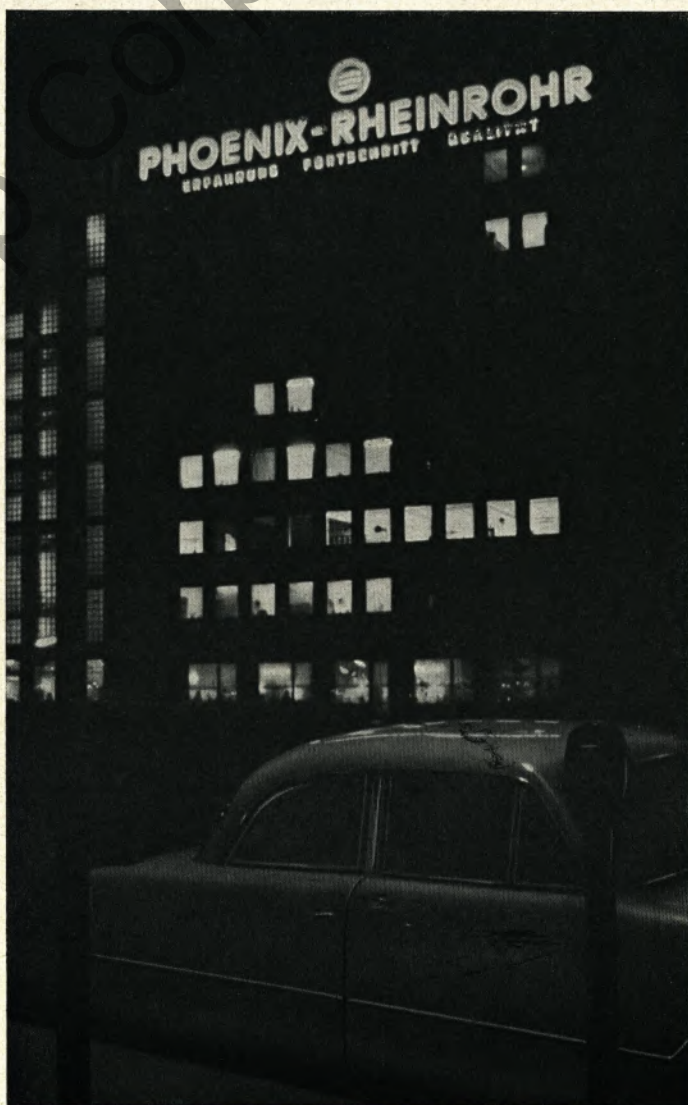


Diese Roheisen-Torpedopfanne ist die zur Zeit größte in Deutschland. Sie soll für den Transport des Roheisens von den Ruhrorter Hochöfen zum Mischer unseres neuen Blasstahlwerkes eingesetzt werden. Besondere Beachtung an dieser Torpedopfanne finden die Drehgestelle, die in zweimal siebenachsiger Form ausgeführt sind. Die Pfanne hat ein Fassungsvermögen von etwa 200 Tonnen



„Dieses Zimmer dürfen wir nicht betreten. Mein Mann arbeitet hier an einem geheimen Verbesserungsvorschlag“

An dem Nord-Süd-Haus am Duisburger Hauptbahnhof erstrahlt zur Königstraße und zur Eisenbahnstrecke hin der Schriftzug „Phoenix-Rheinrohr“ mit unserem Firmenzeichen. Die Buchstaben sind 1,20 bzw. 1,40 Meter hoch. Darunter befindet sich die Leuchtschrift: Erfahrung, Fortschritt, Qualität



Ein einziges Stahlrohr trägt das sogenannte „Heidelberger Haus“

Wir sind

»im Bilde«

Das von Millionen Menschen bewunderte Wahrzeichen des deutschen Pavillons auf der Brüsseler Weltausstellung, die Fußgängerbrücke, kommt nach Duisburg. Diese eigenartige asymmetrische Konstruktion von 57 m Länge, die mit drei Drahtseilen an einem 50 m hohen Pylon aus konischen Rohren und ebenen Stahlblechen von Mannesmann und Phoenix-Rheinrohr hängt, wird am Kaiserberg in Duisburg die Autobahn überspannen. Die Fotomontage läßt die Wirkung der Brücke erkennen. Sie soll bis Mai aufgestellt sein



Dieses pyramidenförmige Haus, das aus Holz-Fertigteilen zusammengesetzt ist, soll demnächst in Serienfertigung gehen. Das ganze Gebäude wird an der stählernen Mittelsäule aufgehängt



Das ist wahrscheinlich die „größte Werksfamilie der Bundesrepublik“: Vater Hubert de Bruyn mit seinen sechs Söhnen. Alle sieben arbeiten in unserem Werk Thyssen. Ein- bis zweimal im Jahr — wie die Schichtarithmetik es will — passieren sie (wie auf dem Bild) gemeinsam das Tor 6



Diese Filter haben jedoch die garantierten hohen Entstaubungsgrade nie erreicht. Das gleiche erlebte man auch in anderen neuen Kraftwerken.

Die Ursache ist darin zu suchen, daß die in ihnen erstmalig eingebauten Kessel aus der verbrannten Kohle einen äußerst schwer abzuscheidenden Staub entwickeln, wie man ihn bis dahin in Kraftwerken noch nicht kannte. Wirklich unangenehm wurde es bei uns aber dadurch, daß die verringerte Produktion in Ruhrort zu einem Mangel an Gichtgas geführt hat, so daß fast ständig hohe Kohlenstaubmengen verfeuert werden müssen. Die Folge ist eine weithin sichtbare Rauchfahne. Sie wäre noch dunkler, wenn nicht inzwischen der zusätzliche Einbau eines mechanischen Filters eine beachtliche Besserung gebracht hätte. Das hat freilich noch einmal 100 000 DM gekostet, zu denen der gleiche Betrag für einen zweiten Entstauber kommt. Leider kostet das aber außerdem Zeit, weil der Erfolg geplanter Maßnahmen nie ganz sicher feststeht und deshalb erst Versuche gemacht werden müssen.

Die „schwarze Fahne“

Übrigens ist es unerheblich, ob eine Rauchfahne dunkel ist oder nicht, diese Tatsache hat meist wenig mit der Staubmenge selbst zu tun. Dafür ist nicht nur Pittsburgh ein Beispiel, wo man die Verwendung rußender Kohlen durch Verbrennen von rauchlosem Erdgas ersetzte (das brachte den optischen Erfolg, aber die Staubmenge verringerte sich seit 1948 nur unwesentlich). Ähnliches gilt für unser Kraftwerk, wo die elektrische Entstaubung besser arbeitet, wenn der Rauch durch Ruß tiefschwarz ist. Erinnert sei auch an den Zigarettenrauch, der ein Zimmer sehr schnell dicht vernebeln kann. Die tatsächlich vorhandene Staubmenge ist jedoch in diesem Fall winzig klein.

Das gleiche gilt für den braunen Eisenoxydrauch, der beim Blasen mit Sauerstoff aus dem Thomaswerk quillt. Er

enthält winzig kleine Eisenoxydteilchen. Deshalb bereitet die Entstaubung ja so große Schwierigkeiten, Messungen ergaben, daß die tatsächliche Menge dieses Staubes je Charge nur 20 bis 30 kg beträgt. Der kaum sichtbare, schwere „Dachstaub“ dagegen, der in der Nähe der Konverter niederfällt, bringt das Vielfache. Dennoch sollen und werden auch die braunen Rauchwolken verschwinden. Noch aber weiß kein Fachmann der Welt den technisch und wirtschaftlich besten Weg.

Vorschläge gehen ein

Daran ändern auch die vielen gutgemeinten Vorschläge nichts, die von außen an uns hereingetragen werden und die wir alle beachten und beantworten. So schreibt uns ein Bergmann: „Ich habe für Sie kein Filter, sondern ein Filtrierbad. Mit diesem müßte es möglich sein, die enormen Staubmengen des Thomaswerkes zu binden und als Schlamm abzuführen.“ Ein anderer schlägt eine Absaugvorrichtung vor, wie er sie in seiner Tischlerei hat und rechnet je Thomaskonverter dann mit Aufwendungen von etwa 4000 DM.

Wie liegen die Dinge wirklich? Zunächst einmal denkt ein Staub dieser Art nicht daran, mit Wasser zu reagieren. Das kann jeder selbst überprüfen, wenn er Zigarettenrauch mit Hilfe eines Glasrohres durch Wasser bläst. Der Rauch geht durch. Außerdem wäre die Klärung und Beseitigung des Schmutzwassers ein neues Problem. Die Schwierigkeiten beim Thomaskonverter liegen aber auch bei den hohen Temperaturen der Abgase und der großen zu entstaubenden Gasmengen.

Die Entstaubungsanlage muß nämlich für die größte Gasmenge ausgelegt werden, die während des Windfrischens aus dem Konverter ausströmt, und sollte diese Menge auch nur für Sekunden auftreten. Anderenfalls würden nämlich die glühend heißen Abgase vom Konverterrand auf die Ofenbühne zurückschlagen. Auf diese Weise liegen in unserem Ruhrorter Thomaswerk II bei 17-Tonnen-Konvertern Abgasmengen von etwa 700 000 cbm in der Stunde vor, deren Temperatur an der Kaminmündung etwa 600 ° C be-

trägt. Engt man die von der Konverterflamme mitgerissene Falschlufte ein, so wird zwar die Abgasmenge kleiner, die Temperatur aber entsprechend höher.

Nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt sucht man nach Möglichkeiten, beim Windfrischen zu einer vernünftigen Lösung der Entstaubungsfrage zu kommen. Die üblichen Elektrofilter, wie wir sie z. B. in Ruhrort zur Gichtgasreinigung eingebaut haben, und die immerhin 3,5 Millionen DM gekostet haben, arbeiten bisher nur bei Temperaturen bis etwa 150° C. Man müßte also die Konverterabgase kühlen. Das kann durch Einspritzen von Wasser geschehen, wobei wieder zusätzlich eine Menge Wasserdampf entsteht, der mit entstaubt werden muß. Es wird aber auch vorgeschlagen, in den Kamin einen Abhitzekegel einzubauen, der die Wärme aufnehmen und ausnutzen soll.

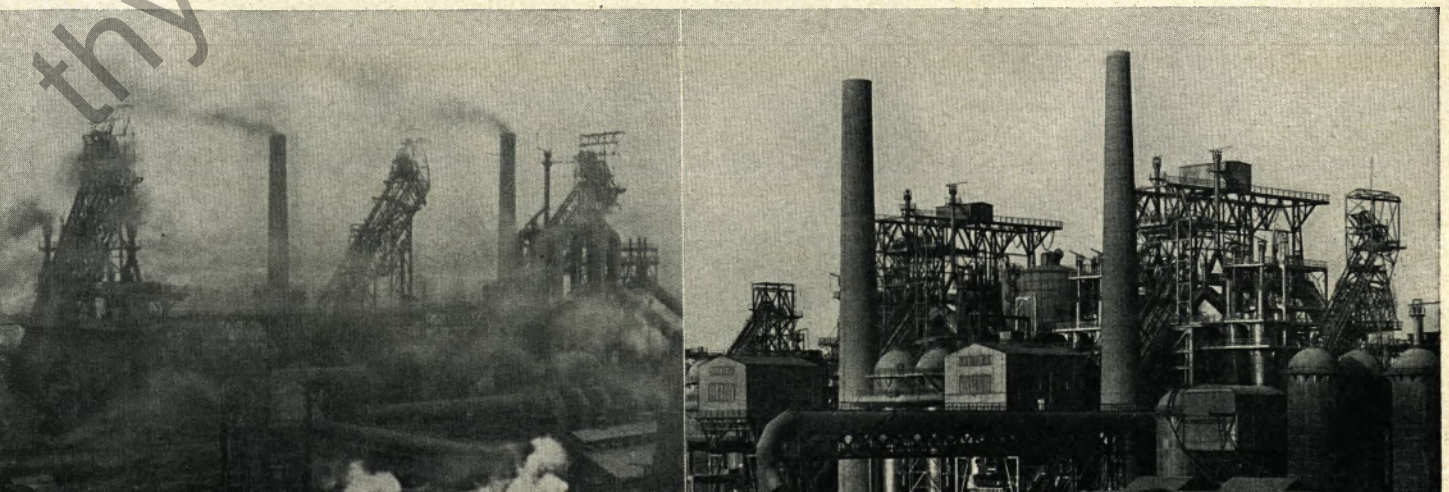
Versuchsanlage wird gebaut

Ob dieser Weg sich in der Praxis bewähren wird, weiß noch niemand. Deshalb soll von allen Thomaswerken des Bundesgebietes gemeinsam erst einmal eine Versuchsanlage gebaut werden, und zwar in Huckingen. Sie wird jedoch etwas mehr kosten, als der Duisburger Mithbürger glaubte. Statt 4000 DM sind es nämlich fast 4 Millionen DM. Die Montanunion hält diesen Versuch für so wichtig, daß sie die Hälfte des Betrages übernehmen will, falls er mit einem Mißerfolg enden sollte.

Unabhängig davon laufen in Ruhrort zusammen mit dem Staubborschungsinstitut in Bonn seit über zwei Jahren Versuche, bei denen erstmalig ein anderer Weg beschritten wird. Auch sie haben jetzt das Interesse der Montanunion erweckt. Nach den bisher vorliegenden Ergebnissen hoffen wir, zu wesentlich kleineren, raumsparenden Entstaubungsanlagen zu kommen.

Etwas muß hier einmal in aller Klarheit ausgesprochen werden. Der braune Konverterrauch verdunkelt nicht nur die Sonne, sondern leider auch die Gardinen. Das hat ihn bei den Hausfrauen bestimmt nicht beliebt gemacht. Giftig oder schädlich ist er aber nicht. Das ist eine längst bewiesene Tatsache. Dafür

Noch vor wenigen Jahren waren unsere Hochöfen ständig in Staubwolken gehüllt (Bild links). Inzwischen konnten hier aber wesentliche Verbesserungen erzielt werden (r.)



spricht auch, daß in der Nähe des Thomaswerkes Bäume, Sträucher und empfindliche Pflanzen gut gedeihen. Es hat deshalb keinen Sinn, auf den beschleunigten Bau von Entstaubungsanlagen zu drängen, solange die Versuche in Huckingen und in Ruhrort nicht gezeigt haben, wie überhaupt eine solche Anlage aussehen muß. Sicher ist bisher nur, daß sich die Erfahrungen aus dem in Österreich entwickelten Oberwindfrischen auf unsere Thomaswerke nicht übertragen lassen.

Neben aller Problematik wollen wir nun aber auch die bisherigen Erfolge sehen. Noch vor wenigen Jahren waren unsere Hochöfen fast ständig in eine dunkle Staubwolke gehüllt. Das ist heute vorbei — und vergessen. Zwei Gründe brachten diesen Erfolg, der für die Umgebung unseres Werkes eine Verringerung der Staubmenge um etwa 30 Prozent bedeutet. Zunächst einmal wurde früher der Gichtstaub, der in riesigen Mengen anfiel, trocken abgezogen. Er reagierte dabei sofort mit der Luft, begann zu glühen und wurde durch die entstehende Hitze zum Teil in die Luft gerissen. In langjähriger Arbeit wurde die technisch nicht einfache Aufgabe gelöst, den Gichtstaub beim Abziehen, bevor er an die Luft kam, anzufeuchten und mit Wasser durchzukneten. Anders wird er nämlich nicht naß. Das kostete 360 000 DM. Dafür fiel aber diese Staubquelle fort.

Erfolg bei der Sinteranlage

Weit mehr trug die neue Sinteranlage zum Erfolg bei. Je weniger sandartige Feinerze in den Hochöfen kommen, um so ruhiger arbeitet er und um so weniger ausgetragener Möller findet sich in den Staubsäcken. Sinteranlage und Klassierung des Möllers führten nun zu einer Senkung des Staubauswurfes aus den Hochöfen auf 20 bis 30 Prozent der Menge, die noch vor zwei bis drei Jahren ständig anfiel. So wurde unsere Sinteranlage nicht, wie vielfach angenommen wurde, eine neue Staubquelle, sondern bescherte der gesamten Umgebung eine wesentlich sauberere Luft. Daran ändern auch die kleinen Schönheitsfehler gar nichts. Während nämlich die große Entstaubungsanlage ausgezeichnet arbeitet, die je Stunde 800 000 Kubikmeter Abgase dem weithin sichtbaren Kamin zuführt, wo sie 140 Meter über Flur als weiße wasserdampfhaltige Wolke entweichen, hat sich eine kleine Entstaubungsanlage am Abwurf des fertigen Sinters nicht bewährt. Es ist eine der wenigen Stellen, an denen wir Abgase mit Wasser waschen wollten. Dort gab es Störungen, weil sich der schwere Eisenoxystaub in

Karl Schiewerling wurde 60 Jahre

Am 4. Febr. vollendete Arbeitsdirektor Karl Schiewerling, Vorstandsmitglied der Phoenix-Rheinrohr AG, sein 60. Lebensjahr. Er ist für das Sozialwesen der Gesellschaft verantwortlich. Nach einer umfassenden theoretischen und praktischen Ausbildung bei der Friedrich-Wilhelms-Hütte (heute Rhein Stahl Eisenwerke Mülheim/Meiderich) und aktivem Einsatz in der Gewerkschaft erfolgte am 1. Dezember 1951, getragen von dem Vertrauen der Belegschaft und der IG Metall, seine Bestellung zum Arbeitsdirektor und damit zum Vorstandsmitglied der Rheinische Röhrenwerke AG. Durch die Fusion der Phoenix AG mit der Rheinische Röhrenwerke AG im Juni 1955 wurde Schiewerling Vorstandsmitglied des Gesamtunternehmens.

Als 14jähriger begann Karl Schiewerling am 1. April 1913 bei der damaligen Friedrich-Wilhelms-Hütte als kaufmännischer Lehrling und arbeitete anschließend auch praktisch in der Stahlgießerei des Werkes. Soldat seit 1917, nahm er nach dem ersten Weltkrieg seine berufliche Tätigkeit als Angestellter bei der Friedrich-Wilhelms-Hütte wieder auf. 1943 ernannte ihn der Vorstand auf Grund seiner erfolgreichen Arbeit zum Leiter der Kostenabteilung. Hier war er bis zu seiner Bestellung zum Arbeitsdirektor der Rheinische Röhrenwerke AG tätig.

Schon früh beschäftigte sich Karl Schiewerling mit den Fragen des sozialen Lebens der arbeitenden Menschen. Seit Jahren gehört er der Ortsverwaltung Mülheim-Ruhr der IG



Metall an. Seine Liebe zur Menschenführung und zum Sport ließ ihn bis heute in der Jugendbewegung aktiv bleiben. So ist er auch heute u. a. noch im Sportausschuß der Stadt Mülheim-Ruhr. Musik und Gesang besonders zugetan, übernahm er als Arbeitsdirektor das Protektorat von sechs Männerchören des Unternehmens und des Werks-Orchesters.

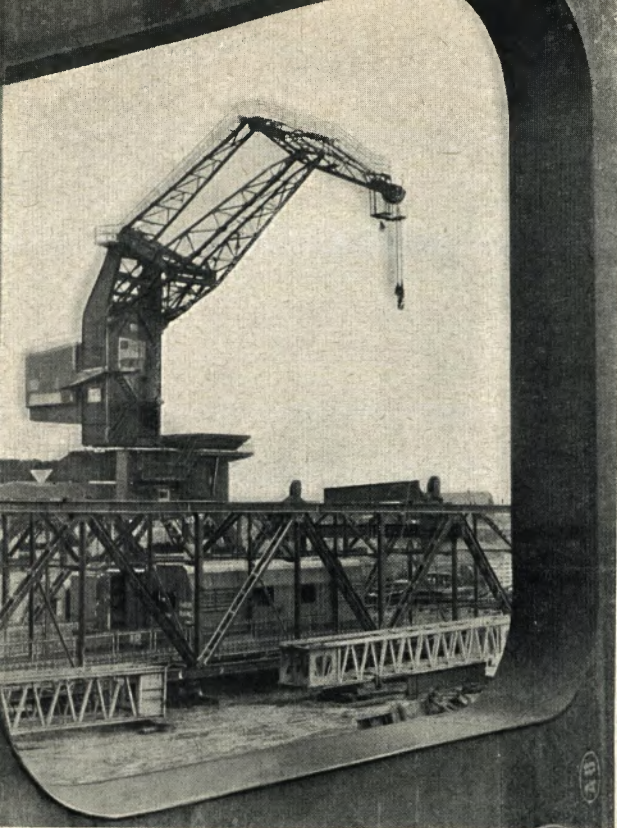
Eine erfolgreiche Tätigkeit im Dienst der Industrie und der Arbeiter seiner Heimat beweist, wie Arbeitsdirektor Schiewerling sich den vielfältigen Aufgaben, die ihm gestellt wurden, gewachsen zeigte. Viele Freunde und Mitarbeiter sowie weite Kreise des öffentlichen Lebens dankten ihm für sein uneigennütziges Wirken. Den herzlichsten Glückwünschen der gesamten Belegschaft schließt sich auch die Redaktion der Werkzeugzeitung an.

der Anlage festsetzte. Daraufhin wird jetzt für das dritte Sinterband ein modernes Trocken-Elektrofilter gebaut. Das bedeutet allein für diesen Teil der Anlage Entstaubungskosten von 1,2 Millionen DM. Wenn sich dies Filter bewährt, werden auch die noch bestehenden Naßfilter beseitigt. Hier sei eingefügt, daß wir auch mit den Geräuschen der Anlage fertig zu werden hoffen.

Auf dem richtigen Wege

Ähnliches gilt für die Thomasschlackenschleife. Hier liegt das Problem buchstäblich vor der Tür, denn die Anlage selbst verursacht praktisch keinen Staub. Wohl aber machen es die Schlackenbrocken, die beim Abkühlen zu Staub zerfallen, der dann vom Wind und bei der Kranarbeit aufgewirbelt wird. Umfangreiche Versuche scheinen hier eine Lösung zu zeigen. Allerdings bedarf es leider einer langen Vorbereitung, da sich die notwendigen Einrichtungen erst nach und nach schaffen lassen. Trotz der Schwierigkeiten glauben wir, auf dem richtigen Weg zu sein.

Nach allem, was wir berichtet haben, ist es also nicht möglich, irgendwo fertige Entstaubungsanlagen zu kaufen, die dann den Staub da beseitigen, wo wir und die Bevölkerung es gerade für notwendig halten. Wir kämpfen vielmehr bei der Entstaubung an der vordersten Front der Technik und brauchen alles Rüstzeug der wissenschaftlichen Forschung, um Schritt für Schritt vorwärtszukommen. Das kostet nicht nur Geld, sondern leider auch Zeit. Mit Vorwürfen, mit Gesetzen oder gar Panikmacherei kommen wir nicht weiter, wohl aber mit gutem Willen aller und mit etwas Vertrauen in die Zukunft. Wer die Dinge so ansieht, wie sie sind, wird jedoch schon heute feststellen können, daß die Duisburger Luft weit weniger schlecht ist als ihr Ruf. Die Bevölkerung kann mit uns überzeugt sein, daß wir Schritt für Schritt soweit vorankommen, daß Staub und Abgase auf das kleinste erreichbare Maß verringert werden. Wir wollen und werden jedenfalls alles tun, was in unseren Kräften steht. Dr. Georg Graue



Diese Rahmenperspektive bot sich von der Lagerhochbahn auf die Montage des Wipprans. Im Vordergrund erkennt man die Konstruktion der 16-t-Rückverladebrücke

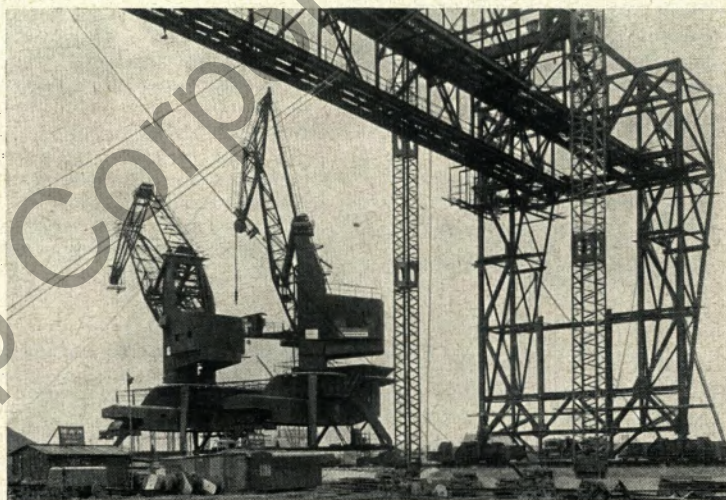
Nordhafen nimmt Gestalt an

„Im Hafen geht es rund“ hieß es in einem ausführlichen Bericht über die Neugestaltung des Ruhrorter Nordhafens. Gemeint war damals damit, daß durch die Anlage von Transportbändern die Be- und Entladung der Schiffe „am laufenden Band“ vor sich gehen würde. Aber daß es „rund geht“, kann man auch heute schon feststellen, wenn man die betriebsame Arbeit im Nordhafen betrachtet.

Bereits jetzt kann man erkennen, in welcher Form die Planung verwirklicht werden soll. Gewiß sind die neuen Erzumschlag- und Transportanlagen noch nicht fertiggestellt, und es wird auch noch einige Zeit dauern, ehe sie in Betrieb genommen werden können. Inzwischen wurde jedoch ein Montagezustand erreicht, der die spätere Gestaltung schon gut erkennen läßt. Wenn es die Witterungsverhältnisse ermöglichen und die Arbeit nicht noch einmal durch einen plötzlichen Kälteeinbruch unterbrochen wird, kann die Anlage einschließlich der Transporteinrichtungen zu der Ruhrorter Hochofengruppe II im Sommer in Betrieb gehen.

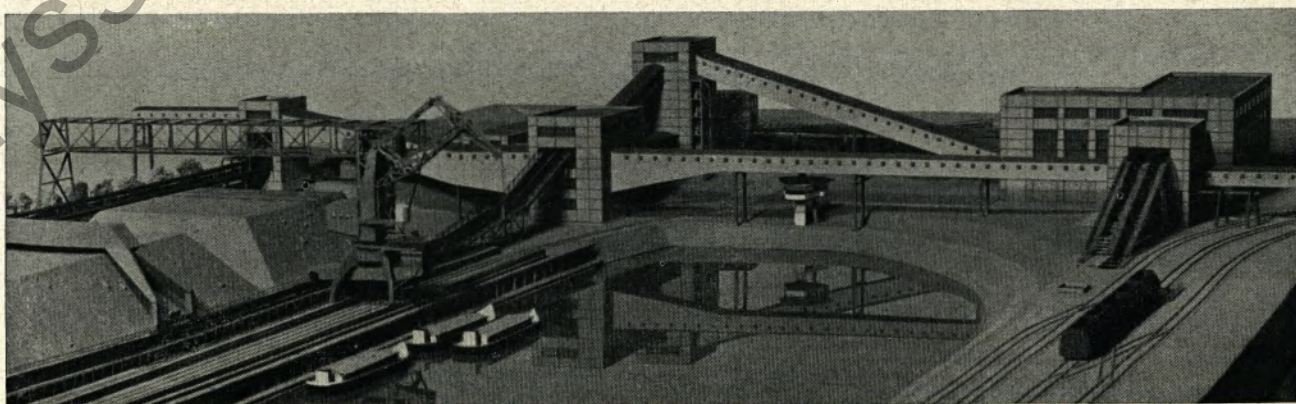


Dieses Bild des Montagezustandes zeigt im Vordergrund die 16-Tonnen-Rückverladebrücke mit der festen Stütze. Im Hintergrund erkennt man die beiden 16-t-Doppellenker-Wipprane



Auf diesem Modellfoto erkennt man gut die gesamten Anlagen. Im Vordergrund links die Platzbeladebrücke, dahinter die Rückverladebrücke, am Kai einer der beiden Doppellenker-Wipprane. Die Uferbänder münden links in den Turm IV. Hier erfolgt die Verteilung über die Bandbrücke nach rechts zum Turm V und nach links zum Turm III an der Straße „Am Nordhafen“. Dann überquert das Band

Straße und Bundesbahn und mündet am Tor 8 ins Werksgelände. Vor Turm V (rechts) befindet sich die Waggonentladung, dahinter die Erz-Brech- und Siebanlage. Hinter Turm IV sieht man die sechs Pufferbunker, die mit der Brech- und Siebanlage durch eine Schrägbandbrücke verbunden sind. Dahinter befindet sich die Waggonbeladung. Das ebenfalls hier liegende Sozialgebäude ist nicht zu erkennen



„Der schwarze Bayern-Einser ist verschwunden“

Als ich neulich vor meinem Briefmarkenalbum saß, stellte ich mit Bestürzung fest, daß das Prachtstück meiner Sammlung fehlte: der Schwarze Einser — die alte Bayernmarke. Auf dem Markenfeld klebte noch der Falz. Ich zog meine Frau zu Rate und erfuhr, daß unser Sohn mit einem Klassenkameraden in meiner Abwesenheit in meinem Zimmer gewesen war. Trotzdem, erklärte meine Frau, möchte sie die Jungen nicht verdächtigen.

„Hm“, bemerkte ich achselzuckend. Da unser Wolfgang zum Sportplatz gegangen war, wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Der Junge kam erst gegen Abend heim. „Ich habe mit dir zu sprechen“, begann ich das Verhör. „Du hast dieser Tage mein Briefmarkenalbum in der Hand gehabt, nicht wahr?“ Er nickte: „Am Freitag, als mein Freund Hans hier war. Er wollte gern deine Sammlung sehen. Wir sind darum in dein Zimmer gegangen und haben sie vorgeholt.“ — „Hast du das Zimmer einmal verlassen, während dein Freund das Album durchblättert?“

„Nein“, versicherte er. „Ich war immer dabei. Warum fragst du? Du wirst doch nicht etwa denken . . .?“ — „Ich weiß nicht, was ich denken soll“, sagte ich und sah meinem Sohn in die Augen. „Tatsache ist: der Schwarze Einser fehlt!“ Ich öffnete das Album und wies auf die leere Stelle. — „Das — verstehe ich nicht“, antwortete er. „Am Freitag war der Schwarze Einser noch da. Hans hat ihn auf 400 Mark geschätzt, weil er den Mühlradstempel trägt. Vielleicht hatte sich die Marke von Falz gelöst und ist beim Umblättern aus dem Album gerutscht?“ — „Dann müßte sie zu finden sein“, sagte ich stirnrunzelnd.

Wir begannen das Zimmer systematisch zu durchsuchen. Ich nahm das Album vor und wendete Blatt um Blatt. Frau und Sohn räumten den Schreibtisch ab und lüfteten jedes Schriftstück. Dann durchstöberten wir den Papierkorb, rollten den Teppich zusammen und rückten die Möbel in die Mitte des Raumes. Dabei kippte die halbvolle Tintenflasche vom Regal, entkorkte sich und be-

sudelte die Tapete. Verdrießlich stellte ich das Suchen ein.

„Glaubst du noch immer, daß der Schwarze Einser unversehens aus dem Album gegliitten ist?“ fragte ich. Wolf schwieg. — „So kommen wir nicht weiter“, sagte ich. „Du konntest dich überzeugen, daß ich keine Mühe gescheut habe, die Marke zu suchen. Wir hätten sie finden müssen, wenn sie noch hier wäre. Du und dein Freund — ihr habt sie zuletzt betrachtet. Es tut mir leid, aber es sieht ganz danach aus, als ob der Schwarze Einser entwendet worden wäre!“

„Ich habe ihn wirklich nicht!“ versicherte Wolf erregt. „Ehrenwort!“

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

Kleinkind-Telegramm

<i>Kleines Kind</i>	— <i>knapp ein Jahr.</i>
<i>richt'ger Engel</i>	— <i>wunderbar.</i>
<i>Spielte ruhig</i>	— <i>war bescheiden.</i>
<i>Eltern froh</i>	— <i>kaum zu leiden.</i>
<i>Eines Nachts</i>	— <i>gegen zwei</i>
<i>Schläfschen aus</i>	— <i>Mordsgeschrei.</i>
<i>Fencheltee</i>	— <i>Schnuller her,</i>
<i>Enderfolg</i>	— <i>schreit noch mehr.</i>
<i>Arm genommen</i>	— <i>denkt an Zahn</i>
<i>Kind ist schwer.</i>	— <i>Arm schnell lahm.</i>
<i>Hinten frei</i>	— <i>um zu strafen</i>
<i>Hose voll</i>	— <i>eingeschlafen.</i>

Helmut Kempf, Mülheim

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

„Ich glaube dir“, sagte meine Frau. „Und auch Hans, der Sohn von Amtsrichter Wieland, ist bestimmt nicht unehrlich.“

„Alles gut und schön“, erwiderte ich, „aber dann bringt mir die Marke herbei! Wäre es nicht am vernünftigsten, Wolf ginge noch heute abend zu Hans Wieland und spräche mit ihm ohne Umschweife?“ — Der Junge schüttelte heftig den Kopf. „Mein Freund Hans klaut nicht! Für den lege ich die Hand ins Feuer!“ — „Euer Glaube an diesen Burschen ist mir unbegreiflich. Der Schwarze Einser kann doch nicht einfach spurlos verschwinden! Wenn die Marke bis morgen nicht da ist, wende ich mich an den Vater des Jungen.“

Verstimmt verließ ich das Haus und suchte eine Weinstube auf. Dort traf

ich gute Bekannte, denen ich den Fall erzählte, ohne Namen zu nennen. Auch diese Männer, die ich als lebensklug kannte, waren davon überzeugt, daß der fremde Junge die Marke genommen habe. Ich war nun meiner Sache so gut wie sicher.

Am andern Morgen schrieb ich vertraulich an Amtsrichter Wieland. Ich schilderte ihm den Sachverhalt und bat ihn, seinen Sohn Hans ins Gebet zu nehmen und mir möglichst bald zu meinem Eigentum zu verhelfen. Meine Frau, die gerade zum Einkaufen gehen wollte, erbot sich, den Brief einzuwerfen.

Nachmittags fand ich Zeit, die Tape-tenreste vom Speicher zu holen und die tintenbesudelte Fläche neben dem Schreibtisch auszubessern. Als ich die alte Tapete, die sich gewellt hatte, von der Wand löste, flatterte mir — ich wollte meinen Augen nicht trauen — der Schwarze Einser entgegen.

Ich stand vor einem Rätsel und überlegte. Dann spannte ich kopfschüttelnd die bekleckste Tapete wieder auf und bemerkte darin einen älteren Riß, breit genug, daß der Schwarze Einser hätte hineinrutschen können. Aber wie konnte er — ohne Wissen der Jungen — in dieses Versteck geraten?

Versuchsweise legte ich eine Briefmarke lose ins Album und ließ die Ränder der Blätter rasch über den Daumen gleiten. Tatsächlich: die Marke schnellte heraus und wirbelte an die besudelte Wandfläche. Sie verschwand zwar nicht, aber immerhin . . .

Ich war überwältigt . . . So hatten also das feine Gefühl meiner Frau und der Glaube meines Jungen an seinen Freund nicht getrogen, während der allzu reale Männerverstand, dem die nötige Unbefangenheit fehlte, versagt hatte.

Den Schwarzen Einser an der Pinzette, suchte ich Frau und Sohn auf und bereute meinen Verdacht. „Der schwerste Gang steht mir noch bevor“, sagte ich bedrückt. „Ich muß unbedingt Amtsrichter Wieland aufsuchen und Abbitte leisten.“

„Laß gut sein“, winkte meine Frau lächelnd ab und überreichte mir mit einem vielsagenden Blick meinen voreiligen Brief. Sie hatte ihn nicht abgeschickt . . .

Gert Lynd

Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum,
doch sicher ist der schmale Weg der
Pflicht.

Schiller

Hans Tunichtgut

Er war gar kein so übler Kerl, der Hans, der vor einiger Zeit in unseren Betrieb kam. Er war dauernd zum Scherzen aufgelegt und hatte den Kopf voller Streiche. Eines Tages begann er damit, leere Milchtüten zu sammeln. Die füllte er mit Wasser und verwandte sie als Wurfgeschosse. So mancher, der ahnungslos durch unseren Betrieb kam, wurde getroffen und schüttelte sich dann wie ein Hund, den man ins Wasser geworfen hatte. Wir alle haben herzlich gelacht. Nur ein Kollege, der eines Tages mit Reinigungsarbeiten unter dem kaum 1,50 m hohen Kühlgerüst beschäftigt war und dessen gebeugter Rücken ein geradezu prächtiges Ziel bot, lachte nicht mehr. Denn als ihn der kalte Guß traf, fuhr er erschrocken hoch. Die eisernen Streben des Kühlgerüsts waren ungleich härter als sein

Ein Kuß kann 7 Pfund wiegen

Etwas so Zartes und Ungreifbares wie die Liebe statistisch zu erfassen — das ist ungefähr so, als wolle man Vergißmeinnicht mit dem Krängreifer pflücken. Aber Wissenschaftler kennen da keine Hemmungen.

Sie haben hübsche Mädchen auf Glasplatten küssen lassen und Sportlern eine Dezimalwaage in die Arme gedrückt — und die Resultate? Man braucht sie nicht ernst zu nehmen.

Muskelkraft wird — laut wissenschaftlicher Erkenntnis — bei der Liebe in ungeheurem Maße verbraucht. Ein einigermaßen leidenschaftlicher Kuß kann einen Druck bis zu sieben Pfund ausüben.

Blutdruck steigt beim Küssen ganz bedenklich! 80 Prozent aller küssenden Männer sind beim Küssen nicht gut rasiert, was aber der zarten Haut der Damen keineswegs abträglich sein soll. Wissenschaftler halten das Stoppelgekratze männlicher Wangen für ausgesprochen „durchblutungsfördernd“. Na, dann...

Die beste Zeit für Küsse scheint unbedingt der Abend zu sein. 82 Prozent aller Küsse werden in der Zeit zwischen 19 und 22 Uhr getätigt. Die kußärmste Tageszeit ist der Vormittag zwischen 9 und 11.30 Uhr. Der beste Ort: immer noch die vier Wände.

U. F.

Kopf. Eine Gehirnerschütterung brachte ihn in den „Genuß“ des 90prozentigen Lohnausgleichs.

Schon ein paar Tage später bewies uns der Hans, daß man leere Milchtüten nicht nur als Wurfgeschosse verwenden kann. In die leeren Milchtüten steckte er ein passendes Schrottstück von einigen Kilogramm Gewicht. Dann stellte er die Tüte mitten auf den durch weiße Farbe gekennzeichneten Gehweg. Wir alle warteten gespannt, was wohl passierte. Die ersten Arbeitskollegen gingen vorüber. Nichts passierte. Aber da kam eine Gruppe von drei Mann. Einer berichtete den anderen gerade über seinen Erfolg beim gestrigen Fußballspiel. „Und dann bekam ich plötzlich die Vorlage von links. Mit dem rechten Fuß setzte ich eine Bombe aufs Tor“, und die Milchtüte erspähend, „ungefähr so.“ Dann sahen wir ihn tanzen. Wir alle haben herzlich gelacht. Nur der Kollege Dachdecker (denn um einen solchen handelte es sich nämlich und er trug seinem Beruf entsprechend nur leichte Dachschuhe) lachte nicht mehr. Er wird mit seinen gebrochenen Zehen einige Wochen dem Sportplatz und der Arbeit fernbleiben.

Daß sich die Kranführer normalerweise die Hände nicht schmutzig machen brauchen und daher in den Fahrpausen schon mal in einem Buch oder einer Zeitung blättern können, reizte den Hans schon lange. Eines Tages, der Kranführer hatte aus irgendeinem Grund den Kran verlassen, hielt Hans seine Zeit für gekommen. Schnell zum Kübel mit Schmutzöl und mit Ölquast die zehnte Sprosse der Eisenleiter, die als Kranaufstieg dient, dick eingeschmiert. In einem Augenblick war das geschehen. Interessiert beobachteten wir, wie sich der inzwischen zurückgekommene Kranführer an den Aufstieg machte. Da er aber mit seinen Händen nur die Seitenholme berührte, erreichte er mit seinen Füßen die zehnte Sprosse. Seine Füße rutschten auf dem dicken Ölschmier ab und erschoss mit atemberaubender Geschwindigkeit nach unten. Wir alle haben herzlich gelacht. Nur der Kollege Kranführer lachte nicht. Sein Pech war nämlich, daß sein Kinn an eine Sprosse stieß und daß er sich dabei den Unterkiefer brach.

Ja, und dann hatten wir da noch einen Kollegen, der uns durch sein miesepetriges Verhalten schon lange auf die Nerven ging. Eines Nachts — Kollege Miesepriem hatte sich zu einem Nickerchen in die Bude zurückgezogen, schaltete der Hans auch schon. Wieselflink füllte er einen alten Eimer mit Graphit und stellte ihn so auf die nur angelehnte Tür, daß sich der Inhalt des Eimers bei völligem Öffnen der Tür unweigerlich über den Kollegen Miesepriem ergießen mußte. Bald war die Zeit des Ablösens für den Kollegen gekommen. Noch gähmend öffnete er die Tür und Eimer samt Inhalt stürzten auf seinen Kopf. Als er den Eimer abgeschüttelt hatte, stand er schwarz wie ein Mohr vor uns. Wir alle haben herzlich gelacht. Nur Kollege Miesepriem lachte nicht mit. Der herunterfallende Eimer hatte ihm nämlich das Nasenbein zerschlagen. Ob die Tatsache, daß aus seinem wirklich nichtssagenden Gesicht ein interessantes Boxergesicht geworden ist, ihn wohl tröstet?

Eines Tages, es war brüllend heiß, schickten wir den Hans fort, einige Flaschen Wasser zu holen. Schnell wetzte er los. Eben über die Schienen gesprungen, um den Weg abzukürzen. Na, uns konnte es ja recht sein, um so früher war er wieder zurück. Bei seiner Rückkehr hatte man aber einen Zug ins Gleis geschoben. Nun stand er da, die Hände voller Flaschen. Kurz überlegte er. Ein Umweg durch die Unterführung hätte mindestens fünf Minuten gedauert. Außerdem hatte er so eine gute Gelegenheit, uns allen auch einmal sein artistisches Können zu beweisen. Behende kletterte Hans auf einen Waggon und schob sich dann wie ein Seiltänzer über die Kopfbrücke, mit den Wasserflaschen in den Händen Balance haltend. Wir alle haben herzlich gelacht. Auch der Hans. Doch plötzlich lachte der Hans nicht mehr. Und das war in dem Augenblick, als die Lok anzog. Er fiel zwischen die Puffer. Nun hat Hans, der Spaßvogel, im Krankenhaus wochenlang Zeit, sich zu überlegen, ob man immer und zu allen Gelegenheiten lachen soll und kann. Und er wird zu der Erkenntnis kommen, daß es Situationen gibt, in denen man gar nichts zu lachen hat.

Den Einsamen im Betrieb muß geholfen werden

Die immer weiter fortschreitende Automation bringt viele Erleichterungen, sie stellt uns aber auch vor Probleme, die nicht allein technischer, sondern auch sozialer Art sind. Eines davon ist die Vereinsamung.

In den Werken der Phoenix-Rheinrohr AG sind schon verschiedene Betriebe (meistens Walzenstraßen) teil- oder vollautomatisiert, in denen nur noch wenige Arbeitskräfte sind. Einige von ihnen arbeiten in den Steuerhäusern, allein oder zu zweien. Die Verbindung der Steuerleute zu den anderen Arbeitskollegen stellt das Mikrofon, der Lautsprecher oder die Zeichensprache her. Der Produktionshergang erfordert ihre ganze Aufmerksamkeit. Eine kleine Unachtsamkeit kann den Betrieb für Stunden, wenn nicht für Tage, stilllegen. Vom Steuerstand aus kann man den ganzen Arbeitsbereich übersehen. Hier und da sieht der Steuermann zwei oder drei Kollegen bei Reparaturen oder anderen Arbeiten zusammenarbeiten oder sprechen. Auch er hat dann vielleicht das Bedürfnis nach menschlichem Kontakt, aber er darf seinen Arbeitsplatz nicht verlassen. Erst wenn die ersuchte Arbeitspause beginnt, kann er sich zu seinen Mitarbeitern gesellen. Dann aber ruft wieder das Schaltbrett unerbittlich. Auch der Kranführer ist in einer ähnlichen Lage. Beide Arbeitsplätze sind in dieser Hinsicht artverwandt.

Wie kann man diese an den Nerven zerrende Arbeit ausgleichen und erleichtern? — Die Arbeitnehmer in diesen Berufen werden hauptsächlich Unterhaltung mit anderen Menschen wünschen. Da gibt es die verschiedensten Möglichkeiten, sowohl in der Familie als auch im öffentlichen Leben. Erwähnt sei z. B. die Volkshochschule, in der man seine Hobbys ausbauen und auch anregende Unterhaltung finden kann. Im Betrieb dagegen könnte man der Vereinsamung vielleicht so begegnen, daß man den Steuerleuten mehrere Kurzpausen zubilligt. An den alten Walzenstraßen waren früher mehrere Arbeitskräfte beschäftigt, die sich in einem bestimmten Turnus gegenseitig ablösten.

Es geht darum, daß sich Werksleitung und Belegschaftsmitglieder über die entstehenden Probleme jetzt schon Gedanken machen. Die Vermassung der Arbeitnehmer im Großbetrieb alten Stils wandelt sich im Zeitalter der Automation zur Vereinsamung. Vielleicht trägt sie aber auch zur Persönlichkeitsentfaltung des einzelnen bei, wenn man die richtigen Maßnahmen ergreift.

H. S., Mülheim

Von Sachkenntnis völlig ungetrübt

Als alten Ofenmann drängt es mich, die Zuschrift des H. G. E., Mülheim, in der Dezember-Ausgabe nicht unerwidert zu lassen. Der Schreiber hat zweifellos nie am Ofen gearbeitet. Denn nur, wer jahrelang den vom Werk gestellten Tee getrunken hat, weiß, wie köstlich und erfrischend zwischendurch eine Flasche Sprudel sein kann. Der Einsender sollte einmal die Aufschrift auf den Flaschen studieren. Dieses Sprudelwasser wird ärztlich gegen alle möglichen Leiden empfohlen. Man kann deshalb nicht den Sprudelverkauf zugleich mit anderen sozialen Einrichtungen nennen (Werksküche, Urlaub usw.). Der Verkauf von Sprudel ist eine soziale Notwendigkeit, und dafür sollte das Belegschaftsmitglied nicht zuviel zahlen. Ich weiß nicht, was eine Flasche Sprudel bei einer derartigen Massenabnahme kostet. Wenn man aber einen Preis von 10 Pfennig nicht aufrecht erhalten kann, sollte man die in

Hier kann jeder seine Meinung sagen

den anderen Verkaufsstellen erzielten Gewinne (Süßigkeiten, Rauchwaren, Getränke usw.) zur Deckung des Ausfalls heranziehen.

P. R., Mülheim

Die Werksküche ist für Rentner unentbehrlich!

Anläßlich des Artikels von H. G. E., Mülheim, „Man sollte alle Vergünstigungen abschaffen“ wäre vorerst interessant, zu wissen, in welchem Alter sich der Einsender befindet. Ich vermute, daß er noch viele Jahre vor sich hat, bis er Rentner wird und die Annehmlichkeit einer Werksküche zu schätzen weiß. Die meisten Alten sind doch Witwer. Wer als alleinstehender Mann in diesem Alter selbst kochen soll, ist ein sehr bedauernswerter Mensch. Ich muß also annehmen, daß der Einsender eine egoistische Einstellung hat und seine Zuschrift hoffentlich unterlassen hätte, wenn er selbst ebenfalls Rentner wäre.

A. M., Düsseldorf

Schalterstunden der Krankenkasse auch am Nachmittag

Als ich vor kurzem bei der Betriebskrankenkasse ein Rezept abstempeln lassen wollte, war das gar nicht so einfach. Ich hatte Frühschicht und konnte so erst nach 14.00 Uhr den Weg zur Kasse machen. Zu meinem Bedauern mußte ich aber lesen: Bis 14.00 Uhr geöffnet. Ich hatte den Gang persönlich erledigen wollen, weil er durch Boten drei Tage dauern kann. Ich glaube, daß es auch manche andere Besuche bei der Krankenkasse gibt, die nicht durch die Werkpost oder Boten erledigt werden können, vor allem persönliche Dinge. Meine Anregung ist, daß die Betriebskrankenkasse auch am Nachmittag Schalterstunden haben sollte, und sei es nur an bestimmten Wochentagen bis 16.00 Uhr. Im Interesse vieler Arbeitskollegen bitte ich, diesen Vorschlag zu bedenken und zu verwirklichen.

K. B., Mülheim

Der Arbeitsschutz muß moderner werden

Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß die Arbeitsschutzstelle auf meine Anregung (Ausgabe 25) schon im folgenden Heft eingegangen ist. Ich bestreite nicht, daß die Unfallschuhe ungefähr das gleiche Gewicht haben wie derbe Straßen- oder Jagdstiefel. Aber nur solange sie neu sind. Hat man die Unfallschuhe einige Monate in einem Betrieb getragen, in dem sie mit Wasser und Ölen in Berührung kommen, saugen sie sich voll und werden wesentlich schwerer. Meine sog. Überweg-Schuhe (kräftige Sportschuhe) wiegen 1050 g, meine Unfall-Halbschuhe (obwohl sie über den Sonntag trocknen konnten) 1980 g!

Immerhin ein großer Unterschied, der doch wohl zur Ermüdung der Beinmuskulatur beitragen kann. Es kommt im übrigen gar nicht darauf an, ob ein Unfallschuh so gut aussieht, daß er auch als Straßenschuh getragen werden kann. Wichtig ist doch die größte Sicherheit. Die üblichen Unfallschuhe schützen nur die Zehen und Fersen. Der Mittelfuß aber ist ungeschützt. Man ist bei der Fertigung der Schuhe viel zu konservativ, weil man an alten Formen und Materialien festhält. Unser Schutzhelm besteht doch auch aus einem Kunststoff. Warum werden nicht auch Schuhe aus einem ähnlichen Werkstoff gemacht? Mögen sie auch aussehen wie Klumpen oder Pantoffel. Die Hauptsache ist, sie nehmen keine Feuchtigkeit auf, sind leicht zu tragen, behalten ihr ursprüngliches Gewicht und schützen den ganzen Fuß. Ich bin wie die Arbeitsschutzstelle der Ansicht: „Sicherheit über alles.“

H. K., Mülheim

DIE FREIE AUSSPRACHE

Ein ganzes Jahrhundert lang hielt es stand

Während in Düsseldorf unser modernes Verwaltungshochhaus der Vollendung entgegengeht, wird in Ruhrort das älteste Verwaltungsgebäude unseres Unternehmens ein Opfer der Spitzhacke. Dieser Bau hatte die erste Verwaltung des in den Anfängen stehenden Hüttenwerks aufgenommen und brachte es auf das biblische Alter von 104 Jahren.

Dieses dreistöckige Gebäude erhob sich mit zwei Anbauten zwischen dem Bahnhof Duisburg-Ruhrort und dem Verwaltungsgebäude II unseres Werkes Ruhrort. Unschön und schon längst abbruchreif, war es bereits seit längerer Zeit keine Zierde am Zugang zu unserem Werk. Mit diesem Bau verschwindet aber auch ein Stück Geschichte unseres Unternehmens. Der letzte noch sichtbare Zeuge aus der Jugendzeit der damaligen Gesellschaft Phoenix muß den Erfordernissen der Neuzeit weichen. Lassen wir vorher noch einmal den Blick zurückschweifen.

Im Frühjahr 1853 erwarb die ein halbes Jahr vorher gegründete Gesellschaft das Gelände bei Ruhrort, im Herbst begann man mit den Bauten und bereits im Sommer 1854 kam das neue Hüttenwerk in Betrieb. Nun war auch ein Verwaltungsgebäude erforderlich. Es sollte den damals weithin gerühmten „großartigen Dimensionen“ der neuen Hüttenanlagen nicht nachstehen und erhielt in der Planung fünf Flügel. Für den Hauptbau war eine Kuppel vorgesehen.

Zunächst wurde im Juni 1854 der Südflügel in Angriff genommen. Bei diesem Südflügel ist es allerdings geblieben. Die weitere Planung wurde durch die Ereignisse überholt.

Vor mehr als 100 Jahren nennt die „Rhein- und Ruhrzeitung“, der wir übrigens zahlreiche und anschauliche Berichte über die Anfänge des Werkes verdanken, dieses „Administrationsgebäude“ begeistert „ein Prachtwerk, welches viel zur Verschönerung der ganzen Umgegend beitragen wird“. Der Berichterstatte aber kann den Lokal-

patriotismus nicht verleugnen, wenn er bedauert, „daß dieses Gebäude seine Hauptfront nicht der Stadt (Ruhrort) zuwendet“.

Schon Ende August 1854 war dieser Südflügel vollendet. Er wurde durch wallonische Maurer ausgeführt und die Ruhrorter fanden es sehr bemerkenswert, daß beim Bau keine sogenannten „Steigerbäume“ verwendet wurden, sondern daß man das Mauerwerk von innen hochzog.

Die Phoenix-Hauptverwaltung war damals noch in Eschweiler-Aue bei Aachen, wo sich ein schon 1841 gegründetes großes Puddel- und Walzwerk befand. Das Ruhrorter Gebäude war daher auch nur für die örtliche Verwaltung gedacht. Erster Ruhrorter Hüttendirektor war für ein Jahr der Wallone Nikolaus Bourdouxhe. Er war vorher technischer Direktor in Eschweiler-Aue gewesen und gehörte mit zu den Gründern der Gesellschaft. Sein Nachfolger war von 1855 bis 1859 der aus Paris gebürtige Ingenieur Emil Detillieux. Die Gebrüder Detillieux waren Geschäftsführer und Hauptbeteiligte einer Gesellschaft, die in Bergeborbeck bei Essen ein Hochfenwerk errichtet hatte. Nachdem dieses Anfang 1855 mit Phoenix fusioniert hatte, wurde Karl Detillieux bis 1859 erster Phoenix-Generaldirektor. In diesem Jahr siedelte die Hauptverwaltung der Gesellschaft nach Ruhrort über.

Nun bezog ein dreiköpfiges Direktorium das Ruhrorter Verwaltungsgebäude, unter ihnen auch August Servaes, der dem Vorstand als Direktor und Generaldirektor über 42 Jahre lang angehörte. Aber nur bis 1867 hatte die Direktion hier ihre Bleibe: Der Bau mußte der Bergisch-Märkischen Bahngesellschaft übergeben werden und diente ihr als Stationsgebäude. Die Eisenbahnstrecke Ruhrort—Oberhausen war 1848 als Zweigbahn der Köln-Mindener-Strecke in Betrieb genommen worden. Das „Köln-Mindener-Stationshaus“ befand sich an der Nordost-Ecke

des Eisenbahnassins. Als die Bergisch-Märkische Bahngesellschaft im Sommer 1864 die Genehmigung zur Anlage einer Zweigbahn von Ruhrort nach Styrum erhielt, benötigte sie viereinhalb Morgen Hüttengelände — und das Direktionsgebäude. Am 4. Juni 1866 erging von der Düsseldorfer Regierung der „Expropriations“ (Enteignungs-)Bescheid gegen eine Entschädigung von 69 744 Talern.

Ein neues Verwaltungsgebäude war nun erforderlich. Es wurde westlich der jetzigen Phoenixstraße errichtet. Dieses noch unbebaute Gelände in der Größe von 133 Ruten wurde für 7 718 Taler von der Familie Haniel gekauft. Der dreistöckige Neubau kostete rund 30 000 Taler. Aus ihm ist nach Anbauten verschiedener Jahrzehnte und nach dem letzten Ausbau 1951/52 das heutige Verwaltungsgebäude I geworden.

Das alte Direktionsgebäude ging am 1. Mai 1867 offiziell an die Bergisch-Märkische Bahngesellschaft über. Fast 20 Jahre diente der Bau als Bahnhof. Damals wurden auch die beiden unschönen Anbauten angefügt. Nach der Verstaatlichung der Bahnen war in Ruhrort nur noch ein Bahnhof nötig: der im letzten Krieg zerstörte, dessen Ruine sicherlich noch in Erinnerung ist. Der andere Bahnhof, unser früheres Verwaltungsgebäude, beherbergte verschiedene Eisenbahndienststellen; schließlich wurden die Räume als Wohnungen genutzt. Im vergangenen Jahr schloß sich der Kreislauf: Phoenix-Rheinrohr erwarb den abbruchreifen Bau zurück, um ihn niederzulegen und bessere Möglichkeiten für eine Neuplanung zu haben.

Dr. F. Rommel, Ruhrort

Mehr als ein Jahrhundert liegt zwischen diesen beiden Bildern. Das linke Foto zeigt das älteste Verwaltungsgebäude der ehemaligen Gesellschaft Phoenix während der Abbrucharbeiten, rechts der Ruhrorter Bahnhof, dahinter die Hochhauswaschkaue am Thomaswerk I. — Die rechte Ansicht stammt aus dem Jahr 1855, als das damals hochmoderne Verwaltungsgebäude gerade fertiggestellt war. Vorn die Schienen der Köln-Mindener Bahn, links im Hintergrund die ersten Hochöfen





Der schönste Augenblick, des Tages ist gekommen, für den Vater und die Tochter: Feierabend! „Juhei, endlich ist Vati wieder da. Schnell die Schuhe aus!“



„Wenn ich helfe, geht das alles viel schneller. — So, jetzt erst den linken Schuh. Nur kräftig gezogen, dann schaffe ich es schon. Bald habe auch ich so große Schuhe.“



Und nach dem rechten Schuh werden husch, husch beide weggebracht. Ebenso schnell „apportiert“ Vaters Liebling die Pantoffeln. Ja, so ein kleiner Wirbelwind macht Freude!



„Mach' schnell Vati. Um so mehr Zeit habe ich bis zum Schlafengehen, mit dir herumzutollen. Nun bist du mein ‚Pantoffelheld‘ und mußt tun, was ich will. Und jetzt will ich spielen!“

Harmonie untereinander wie auch im Gesang

Einmütigkeit und Einstimmigkeit beherrschten die Jahreshauptversammlung des Thyssenschen Männerchores 1878, die am 24. Januar im Vereinslokal „Salamander“ stattfand. Man hielt Rückblick auf das Jahr 1958, und die großen Ereignisse und Erlebnisse wurden noch einmal lebendig: ein glanzvolles Stiftungsfest zum 80jährigen Bestehen, Erfolge bei zahlreichen Konzerten, Feierstunden und Ehrungen, unvergeßliche Stunden der Freundschaft und Kameradschaft in froher Runde sowie auf der Sängerfahrt nach Bigge. In der Vorschau auf die Veranstaltungen dieses Jahres ragt das gemeinsame Frühjahrskonzert des Thyssen-Chores mit den Sängern des Mülheimer Bergwerksvereins unter Willi Giesen am 9. Mai in der Stadthalle heraus. Dabei erfolgt die Uraufführung des Chores „Carmen Vespertinum“ von Willi Giesen nach einem Text von Willi Schöb.

Entlastung und Neuwahl des Vorstandes verliefen sehr harmonisch. Im wesentlichen kann man sagen: „der alte bleibt!“ Die Geschicke des Vereins leiten: 1. Vors. Fritz in der Wiesche, 2. Vors. Hermann Tietze, Geschäftsführer Werner Ramjoué, Schriftführer Alfred Bieling, 1. Kassierer Fritz Wrede, unterstützt von Hermann Schemken, 2. Kassierer Hans Bovermann, Archivare Rudi Siekmann, Werner Tator, Josef Dienstknecht und Beisitzer Adolf Grün, Hermann Baute, Hugo Engels, Fritz Stachelhaus und Albert Pfeng. Als Vertreter der passiven Mitglieder stehen weiterhin Wilhelm Rühl und Wilhelm Schöb zur Verfügung. Ehrenvorsitzender ist in alter Treue Georg Ramjoué. Der besondere Dank des Vereins galt Chorleiter Willi Giesen und den Förderern. Sie waren vertreten durch den Protektor Hüttendirektor Schiewerling, Werksleiter Dir. Dr. Baumgardt, Dir. Wilms und durch den Betriebsratsvors. Rühl. Mit einem herzlichen Glückauf für 1959 schloß Vorsitzender Fritz in der Wiesche die Hauptversammlung und die Sänger bekräftigten das durch den von Lorenz Schlerf gewidmeten Chor „Werken und Schaffen“ und den deutschen Sängerguß. Im richtigen Augenblick erschienen die Familienangehörigen, um mit den Sängern einige Stunden in Frohsinn und Freude zu verbringen.

Rentenunterlagen müssen rechtzeitig besorgt werden

Die langen Wartezeiten von der Stellung eines Rentenanspruches bis zur Festsetzung der Rente abzukürzen, ist das stete Bemühen der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es aber auch der Mithilfe der Versicherten, da sich vielfach erst bei der Rentenbearbeitung herausstellt, daß die eingereichten Unterlagen unvollständig sind. Alle Versicherten werden daher dringend gebeten, vielleicht noch fehlende, aber bei der Rentenberechnung für die Anrechnung von Versicherungszeiten sehr wichtige Unterlagen schon während des Versicherungslebens zu beschaffen. Man hat sie dann bereitliegen, wenn der Rentenanspruch gestellt wird. Es handelt sich hierbei um folgende Nachweise: Zeiten der Beitragsleistung bzw. der versicherungspflichtigen Beschäftigung, Kriegsdienst, Wehrdienst, Arbeitsdienst, Zeiten der Arbeitslosigkeit oder Krankheit, Internierungszeiten, NS-Verfolgungszeiten oder Zeiten der Vertreibung oder Flucht. Versicherungsämter sowie Amts- und Gemeindebehörden sind den Versicherten gern behilflich.

Schöne Nachtschicht für Mülheimer Werkmeister

Frohsinn, Freude und Fröhlichkeit gaben sich beim traditionellen Winterfest der Mülheimer Werkmeister einmal wieder ein Stelldichein. Sie hatten sich mit ihren Angehörigen und Ehrengästen, mit Hüttendirektor Schiewerling, Direktor Dr. Baumgardt, zahlreichen Oberingenieuren und Betriebsleitern, den Vorsitzenden des Betriebsrates Rühl und Jöckel sowie den pensionierten Werkmeistern am 31. Januar im Kurhaus Raffelberg eingefunden. Dieser Festabend bildet unter allen Veranstaltungen des Winters einen Höhepunkt. Diesmal servierten im Bühnenprogramm die beiden „Schmitzens“ mit ihren Scherzen, Sketchen, Liedern und Parodien eine bunte Platte voller Humor und guter Laune. Vorzüglich unterstützte sie dabei die Kapelle Gieschen. Die Röhrengarde Mülheim tat einen Griff in die Kiste karnevalistischen Brauchtums und unter Trara und Helau blieb auch diesmal der Ordensegen nicht aus. Das Fest wurde, wie es der Vorsitzende der Werkmeistervereinigung, Obermeister Groß, angekündigt hatte, zu einer langen Nachtschicht — aber sie war wunderschön.

Unser Hochhaus steht im Lot

Messungen ergaben einwandfrei: Stürme und heftige Windböen können ihm nichts anhaben

Schlank und elegant ragt das Stahlskelett unseres Hochhauses in den Himmel. Man kann kaum glauben, daß dieses grazile Geflecht aus dünnen Trägern und Stützen die gesamte Last des Bauwerkes tragen und darüber hinaus den Stürmen trotzen soll. Sicherlich haben alle am Bau Beteiligten aufgetan, als ihnen das Ergebnis der sorgfältigen, durch unsere Vermessungsabteilung ausgeführten monatelangen Beobachtungen bekannt gegeben wurde: Das Hochhaus steht einwandfrei im Lot, der Baugrund setzt sich langsam und völlig gleichmäßig.

Schon vor Beginn der Planung war der Baugrund durch Probebohrungen und Sondierungen genauestens abgetastet worden, um vor jeglichen Überraschungen sicher zu sein. Die Bodenproben wurden durch das Institut für Grundbau- und Bodenmechanik an der technischen Hochschule Aachen untersucht und Berechnungen über die Tragfähigkeit des Untergrundes angestellt. So präzise auch die heutigen Untersuchungsmethoden sein mögen, es wird doch immer mit einer gewissen Spannung erwartet, ob sich die Voraussagen auch tatsächlich erfüllen.

Diese Bestätigung bringen Setzungsbeobachtungen, die mit Hilfe von Präzisionsinstrumenten mit größter Sorgfalt ausgeführt werden müssen. So früh wie möglich werden am Gründungskörper des Bauwerkes feste Marken angebracht, deren Höhe während des Baufortschrittes immer wieder auf Zehntel-Millimeter bestimmt wird. Dazu muß man von in der Nähe liegenden Höhenfestpunkten ausgehen, deren Höhe bekannt ist. Diese Ausgangshöhenpunkte müssen selbstverständlich sicher sein, d. h. sie dürfen nicht etwa selbst Bewegungen unterworfen sein, weil dadurch das Ergebnis der Setzungsbeobachtungen verfälscht würde und man Trugschlüssen unterliegen könnte.

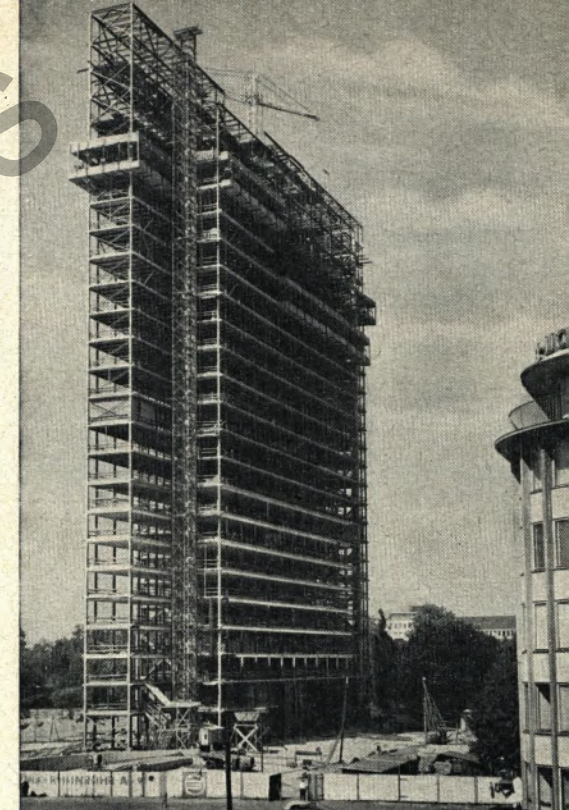
Die verwendeten Ausgangshöhenpunkte lagen, wie Grundwasserstandbeobachtungen zeigten, im Einflußbereich der Grundwasserabsenkung, die zur Trockenhaltung der Baugrube während der Betonierungsarbeiten durchgeführt werden mußte. Es war also möglich, daß sich durch den Wasserentzug die Bauwerke, an denen die Ausgangshöhenbolzen befestigt waren, setzten. Um hierüber Klarheit zu gewinnen, wurden die Höhenpunkte von weiter entfernt

liegenden, mit Sicherheit unbeeinflussten Festpunkten aus, fünf Monate lang beobachtet. Erst, als sich herausstellte, daß die Anschlußhöhenpunkte keinerlei Bewegungen ausführen, wurden sie für die Beobachtungen der Setzungen des Bauwerkes herangezogen.

Diese Messungen zeigen ein ganz allmähliches, und vor allem gleichmäßiges Einsinken des Baukörpers in den Baugrund, das proportional den wachsenden Lasten stetig erfolgt. Eine Schiefstellung des Gebäudes oder etwa ein Reißen des in das Grundwasser hineinragenden Gründungskörpers braucht daher nicht befürchtet zu werden.

Darüber hinaus bewegt uns aber auch die Frage, ob die Stahlkonstruktion tatsächlich lotrecht steht und wie sie auf Witterungseinflüsse, insbesondere auf den Angriff des Windes reagiert. Hierüber konnten nur Lotungen Auskunft geben. Die besonderen Verhältnisse der Konstruktion ließen aber eine Anwendung der herkömmlichen Methoden nicht zu. Von der Vermessungsabteilung wurde daher ein neues Verfahren entwickelt. Dabei wird mit einem durch eine Zusatzeinrichtung besonders hergerichteten Theodoliten senkrecht nach oben gezielt und die Abweichung der Stütze aus der Lotrechten an einem Signal, das in verschiedenen Höhen an die Stütze angehängt wird, abgelesen. Da bei diesem neuen Meßverfahren für die Einzelmessung sehr wenig Zeit benötigt wird, war es erstmalig möglich, im Laufe eines Tages die zu messenden Punkte mehrmals hintereinander zu beobachten und dadurch ein klares Bild über das Verhalten der Stahlkonstruktion zu gewinnen. Diese ganztägigen Messungen wurden mehrmals und unter verschiedenen Witterungsbedingungen ausgeführt: bei geringer und bei stärkerer Sonneneinstrahlung, bei Windstille und bei starkem, böigem Wind.

Die Beobachtungen zeigten, wie erwartet, daß die unverkleidete Stahlkonstruktion durch die Sonneneinstrahlung geringe Verformungen erfährt. Dies beruht darauf, daß sich die von der Sonne beschienenen Konstruktionsteile erwärmen und ausdehnen, während sich die in den Schatten wandernden Konstruktionsteile abkühlen und zusammenziehen. Diese Verformungen sind aber so gering — selbst in 80 m Höhe nur ein paar Daumenbreiten



Wenn man diese schlanke Konstruktion sieht, möchte man kaum glauben, daß sie stärksten Windböen standhält. Nebstehend wird bewiesen, daß es dennoch so ist

— und sie vollziehen sich so langsam, daß sie nur durch Präzisionsmessung wahrnehmbar sind. Auf die Standicherheit des Gebäudes haben sie selbstverständlich überhaupt keinen Einfluß. Diese Verformungen werden voraussichtlich aufhören, wenn das Bauwerk verkleidet ist und durch die Klimaanlage im Innern vollkommen gleichmäßige „Witterungsverhältnisse“ hergestellt worden sind.

Noch größeres Interesse galt aber dem Verhalten des Hochhauses bei starkem und böigem Wind. Hierüber kursierten die verschiedensten Voraussagen, denen allen gemeinsam war, daß sie sich in der Größenordnung von Dezimetern bewegten. Um so überraschter waren alle, als durch ganztägige Messungen festgestellt wurde, daß der böige Wind selbst in 76 m Höhe das Bauwerk bis zu höchstens rund einen Zentimeter aus der Ruhelage zu drücken vermochte. Die Stahlkonstruktion hat damit eine Steifigkeit gegenüber den Angriffen des Windes gezeigt, die selbst von Fachleuten nicht erwartet worden ist.

Nun sei noch die Frage beantwortet, ob das Bauwerk überhaupt im Lot steht. Es hat sich gezeigt, daß die Mitte des Hochhauses in der durch Sonneneinstrahlung nicht beeinflussten Ruhelage nur etwa 1/2 cm, d. h. eine Bleistiftbreite, gegenüber der Lotrechten abweicht. Das ist eine ganz hervorragende Leistung der Montagefirma und ein Zeugnis dafür, mit welcher Präzision man in Stahl bauen kann. F. Münchau

Mülheimer Stahl für Mülheimer Brücke

Ein 150 m langes Bauwerk wird verrückt

Thyssen 1871 mit seinem Werk begann. An der Stelle der Ruhr, an der die Brücke neu errichtet wird, soll vor Jahrhunderten im Zuge einer Wanderstraße schon an einer Furt eine Fähre den Fluß überquert haben. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war der Fähren nach die einzige Verbindung der Ortschaften links und rechts der Ruhr.

Aus dieser Zeit berichten auch die Geschichten über den hartnäckigen Fährmann Schole, der mit Schelten und notfalls auch mit Schlägen gegen die Broider den sogenannten „Dreizehnjährigen Krieg“ ums Fährgeld führte.

Eines der erfolgreichsten Mülheimer Stadtoberhäupter, Bürgermeister Weuste, legte im Jahre 1842 den Grundstein zu dem Bauwerk, das über Jahrzehnte neben dem schiefen Turm der Petrikirche ein Wahrzeichen der Stadt war: die Kettenbrücke — die „mölsche Brück“. Für „twiä Penning“ Brückengeld gelangte man sicher auf die andere Seite. Benutzer von Kutschen bezahlten entsprechend mehr. Aus dem Anekdotenschatz um August Thyssen erfährt man in den verschiedensten Variationen, wie er sich gewunden hat, um an dieser Gebühr vorbeizukommen oder wie er versucht hat, sie nur im kleinsten Umfange entrichten zu müssen.

So beliebt die Brücke bei den alten Mülheimern auch war, sie war den

steigenden Anforderungen nicht mehr gewachsen, als die Stadt und damit der Verkehr größer wurde. Solange man noch mit Kutschwagen fuhr, reichte die Kettenbrücke aus. Doch auch schon zu dieser Zeit besagte eine Verordnung, daß über die Brücke nicht getraht oder galoppiert werden durfte.

Die junge Großstadt — im Jahre 1908 war Mülheim es geworden — suchte unter Oberbürgermeister Dr. Lemke nach großzügigen städtebaulichen Lösungen. 1912 wurde die Kettenbrücke abgerissen. Nach einem Wettbewerb für alle deutschen Brückenbauer wurde Professor Billing von der Karlsruher Hochschule beauftragt, eine neue Verbindung zwischen den beiden Ruhrufeln zu schaffen. Es entstand die Schloßbrücke, die sogar den letzten Weltkrieg überlebte.

Nun soll eine stählerne Brücke die steinerne ersetzen. Das jetzige Bauwerk, das nur eine 10 m breite Fahrbahn mit zwei Gehwegen von je 2 m Breite hat, reicht für den Verkehr unserer Tage nicht mehr aus. Bis zu 20 000 Fahrzeuge überqueren auf dieser Strecke täglich die Ruhr. Und wegen der geringen Tragfähigkeit der Brücke dürfen seit Jahren nur noch Fahrzeuge mit einem Höchstgewicht von 18 t darüber fahren, alle anderen müssen Umwege suchen.

Eine der wichtigsten Forderungen bei der Errichtung der neuen Brücke ist die, daß der Verkehr während des Baues nicht behindert werden darf. Die Brückenexperten der Firma Fried. Krupp, die den Bau geplant haben und ausführen, haben dafür folgende Lösung gefunden:

- Die neue Brücke wurde komplett neben dem steinernen Bauwerk auf Verschiebbahnen und Hilfspfeilern errichtet.
- Der Aufbau der vorgefertigten acht stählernen Brückenteile auf die Hilfspfeiler dauerte gut acht Tage. Diese Arbeit war Ende 1958 bewältigt. Die Brückenabschnitte, die man provisorisch schwimmfähig gemacht hatte, waren auf dem Wasserwege von Rheinhausen nach Mülheim gebracht worden. Die Kameramänner des Fernsehens und viele

Schaulustige verfolgten diesen ungewöhnlichen Transport.

- Wenn der Winter beendet ist, soll damit begonnen werden, die Fahrbahnplatte auszubetonieren. Im Sommer wird dieser Bauabschnitt vollendet sein. Über Rampen fließt

GESTERN Die alte „mölsche Brück“ sah so aus (Stadtbildstelle 3)



HEUTE Die jetzige Mülheimer Schloßbrücke muß einer neuen weichen

Das neue Bauwerk ist 150 m lang und zwischen den Geländern 24,2 m breit

Die Schloßbrücke wird als eine Verbundbrücke gebaut, d. h. die in Stahlbeton ausgeführte Fahrbahnplatte ist mit den stählernen Brückenteilen zu einem einzigen Tragwerk verbunden

Der Stahl für das etwa 400 t schwere Bauwerk stammt zum größten Teil aus dem Werk Thyssen der Phoenix-Rheinrohr AG. Der von uns gelieferte Werkstoff ist der Sonderstahl HSB 50

Die Planung und Ausführung der Stahlkonstruktion hat die Firma Krupp übernommen

Beratender Ingenieur ist Prof. Dr. Leonhardt (Stuttgart), Prüflingenieur Dr. Domke (Duisburg)

Das Bauwerk ist für die z. Z. schwerste Brückenklasse der deutschen Vorschriften bemessen

Wieder entsteht eine Brücke aus Stahl unseres Unternehmens. Wieder ermöglicht dieser Stahl eine ebenso kühne wie architektonisch überzeugende und eindrucksvolle Lösung. Das neue Bauwerk hat auch deshalb noch einen besonderen Reiz für uns, weil es in Mülheim entsteht, in der Stadt, in der August

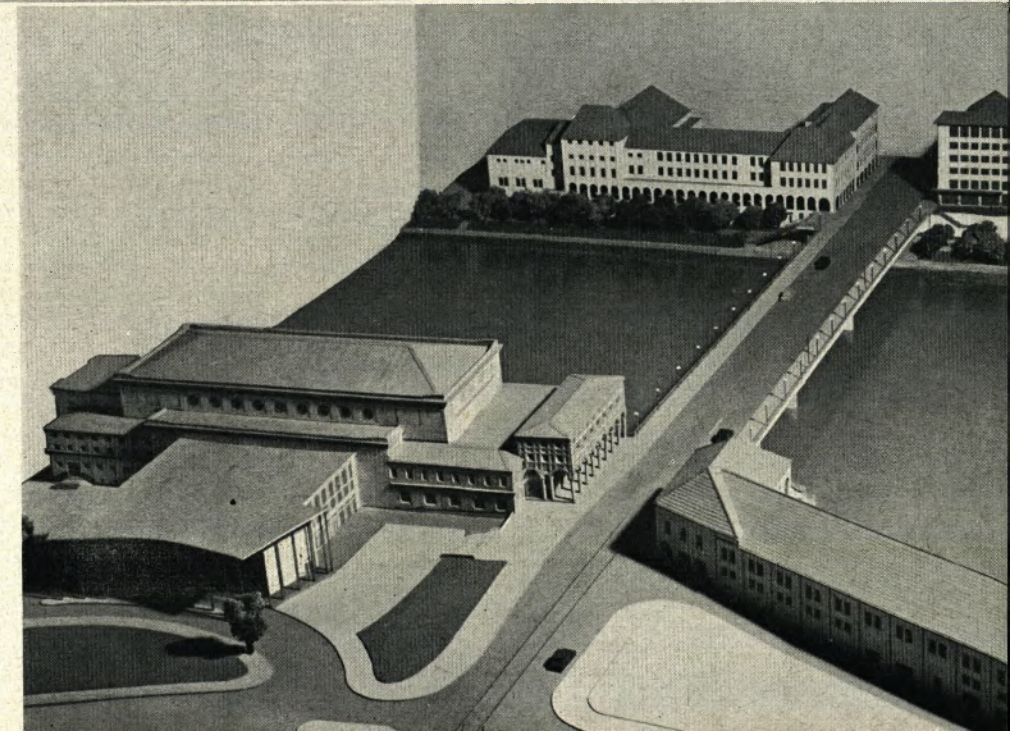
Die neue Brücke aus Stahl verläuft jetzt noch neben dem alten steinernen Bauwerk. Wenn die heutige Schloßbrücke abgerissen worden ist, wird der Neubau auf ihren Platz geschoben



dann der Verkehr, nur seitlich etwas versetzt, weiter.

- Die alte Brücke kann dann abgerissen werden und man hat zugleich die Möglichkeit, mit dem Neubau der Pfeiler und Widerlager zu beginnen. Diese Arbeiten werden rund zwei Monate in Anspruch nehmen.
- Innerhalb von zwei Tagen kann die Brücke dann seitlich auf die neuen Unterbauten verschoben werden.
- Die vollständige Brückenbreite steht also während der gesamten Bauzeit dem Verkehr zur Verfügung, wenn man von den 48 Stunden absieht, in denen die neue Brücke an die Stelle der alten gebracht wird. K. B.

MORGEN Das ist das Modell der im Bau befindlichen stählernen Brücke



Unfallfreies Arbeiten bringt mehr Geld

Die Betriebsunfälle stehen auch im neuen Jahr im Mittelpunkt vieler Gespräche zwischen den einzelnen Belegschaftsmitgliedern und allen Verantwortlichen für den Unfallschutz, wie den Vorstandsmitgliedern, den Werks- und Betriebsleitern, den Vertretern der Arbeitsschutzstellen, den Unfallobmännern und den Betriebsräten. Das Ergebnis dieser zahlreichen Überlegungen ist die Einführung eines Prämienverfahrens im Mülheimer Stahlwerk ab Anfang dieses Jahres. Man verspricht sich von dieser Maßnahme einen Erfolg in der Unfallbekämpfung. Wenn im Mülheimer Stahlwerk gute Erfahrungen damit gemacht werden, will man später auch andere Betriebe unseres Unternehmens einbeziehen. Daher wird auch diesem Versuch, der gewissermaßen als Test dienen soll, erhöhte Bedeutung beigemessen.

Prämienverfahren zur Verhütung von Unfällen sind in Betrieben des In- und Auslandes schon mit guten Ergebnissen durchgeführt worden. Die Art der Verrechnung und die Höhe der Vergütung mögen dabei in den einzelnen Werken unterschiedlich sein, aber das Ziel ist überall dasselbe: Man will einen Ansporn geben, damit sich jeder vorsichtiger im Betrieb bewegt und umsichtiger arbeitet. Auf diese Weise werden die Unfallziffern sinken und viel Sorge, Schmerz und Leid für die einzelnen Betriebsabteilungen, das Werk in seiner Gesamtheit und für die Familien der Betroffenen erspart werden.

Das Prämienverfahren für das Mülheimer Stahlwerk sieht vor, daß alle Belegschaftsmitglieder einschließlich der technischen Angestellten eine Prämie erhalten, wenn die Zahl der meldepflichtigen Unfälle im Laufe des Jahres 1959 zurückgeht. Ebenfalls sind die Angehörigen der Nebenbetriebe einbegriffen, die mit dem Stahlwerk in engem Zusammenhang stehen, wie die Belegschaftsmitglieder der Maschinenabteilung, der Kran- und Elektrischen Abteilung sowie die Ofenarbeiter der Bauabteilung.

Bei durchschnittlich 718 Belegschaftsangehörigen im Jahr 1958 hatte das Stahlwerk in Mülheim 178 Unfälle. Sollte sich die Belegschaftsstärke ändern, wird das bei der Abrechnung entsprechend berücksichtigt. Das prozentuale Verhältnis zwischen Belegschaftsstärke und Unfallziffer gibt also in jedem Fall den Ausschlag.

In den Genuß der Prämie kommen nur Belegschaftsmitglieder, die keinen meldepflichtigen Unfall gehabt haben, d. h. die auf Grund eines Unfalls nicht länger als drei Tage arbeitsunfähig waren. Dabei ist es gleichgültig, ob der Unfall selbstverschuldet ist oder nicht. Nur wenn feststeht, daß ein anderer die Schuld trägt, wird der Unfall dem Verletzten nicht angerechnet. In diesem Falle erhält der Schuldige keine Prämie. Die Höhe der Prämie beträgt 10 DM, wenn die Unfälle um 10 Prozent zurückgehen; für jeweils 10 Prozent steigt der Betrag um 10 DM bis zu 50 DM, wenn die Unfälle um 50 Prozent und mehr absinken.

Wenn alle im Stahlwerk Beschäftigten bestrebt sind, dem Unfallteufel energisch auf den Leib zu rücken, kann am Ende des Jahres der höchste Prämienbetrag ausgezahlt werden. Der Erfolg wird um so größer sein, wenn alle gut zusammenarbeiten und sich gegenseitig auf Gefahren aufmerksam machen. Und gerade diese Tatsache kann für die Mülheimer Stahlwerker ganz entscheidend sein. Man soll eben nicht nur stur auf seinen eigenen meist ziemlich kleinen Arbeitsbereich sehen, sondern die Au-



allein auch nicht. Und die zündenden Ideen kommen nur in den seltensten Fällen von selbst. Man sollte sich die folgenden vier Fragen stellen und zu beantworten versuchen:

- Wird richtig gearbeitet?
- Läßt sich etwas verbessern?
- Wie kann man es verbessern?
- Ist die Idee richtig?

Wenn man diese Fragen auf den Menschen im Betrieb, den Unfallschutz, den Maschinenpark, die Werkzeuge, das Material, den Arbeitsplatz, auf den Transport, den Energieverbrauch oder die Verpackung bezieht, kann man sicherlich einen brauchbaren Verbesserungsvorschlag einreichen. Viel anders ist es diesen 14 Belegschaftsmitgliedern

Gute Einfälle sind selten. Aber sie kommen leichter, wenn man mit System vorgeht. Der gute Wille, einen Vorschlag, der einer Verbesserung dient, zu machen, tut es

- Die Unfälle in unseren Werken bereiten große Sorgen. Man kann nicht genug unternehmen, um sie zu verhindern.
- Phoenix-Rheinrohr will nun einen Weg einschlagen, den auch andere Unternehmen des In- und Auslandes gehen: Für unfallfreies Arbeiten wird eine Prämie bezahlt.
- Das Experiment startet im Mülheimer Stahlwerk. Näheres lesen Sie in dem nebenstehenden ausführlichen Bericht.
- Wir wollen beide Daumen drücken, daß dieser Maßnahme ein großer Erfolg beschieden ist; denn weniger Unfälle bedeuten weniger Sorgen, weniger Schmerzen und weniger Leid.

gen offenhalten und auch auf alles andere achten, was um einen vorgeht.

Sollte ein Belegschaftsmitglied während eines Jahres unregelmäßig im Stahlwerk arbeiten, wird für die Berechnung der Prämie die Zeit berücksichtigt, die auch für die Ermittlung der Urlaubstage gilt.

Die Abrechnung erfolgt zu Beginn des nächsten Jahres durch die Arbeitsschutzstelle. Die Abteilung Revision und der Betriebsratsvorsitzende werden dann hinzugezogen. Über die Entwicklung des Prämienverfahrens und über die Unfälle im Vergleich zum Vorjahr wird die Belegschaft durch Bekanntmachungen laufend unterrichtet.

Der Weg zu wirklich lohnenden Ideen

auch nicht gegangen, die in der Sitzung des Ausschusses für Vorschlagswesen am 10. Dez. ausgezeichnet wurden.

Werk Hilden: Vorarbeiter Joh. Bonke, Werkzeugmacherei, 60 DM.

Werk Poensgen: Rohrzieher Hans Georg Stein, Röhrenwerk III Zieherei, 40 DM; Ventilmann Egon Kohlen, Röhrenwerk IV Walzwerk, 110 DM; Schlosser Josef Müller, Maschinenbetrieb Mechanische Werkstatt, 80 DM; Vorarbeiter Werner Bühn, Elektroabteilung, 220 DM.

Werk Ruhrort: Scherenmann August Kurowski, Blockstraße I, 20 DM; Scherenmann Josef Geurtz, Blockstraße I, 20 DM; Elektriker Otto Eicke, Elektroabteilung, 1000 DM; Schlosser Otto Schenk, Maschinenbetrieb Hochofen, 120 DM; Autoschlosser Otto Wassermeyer, Kraftfahrzeugwerkstatt, 240 DM; Obermonteur Theodor Bettges, Kfz.-Werkstatt, 740 DM.

Werk Thyssen: Ellirahelfer Ferdinand Teloh, Schweißwerk, 30 DM; Adjustearbeiter Hans-Ulrich Schmidt, Fretz-Moon-Anlage, 45 DM; Meister Johann Neveling, Rohrwerk, 150 DM.



Ein Blick auf die St.-Martinus-Kirche in Langenfeld-Richrath, deren Turm aus dem 11. Jahrhundert stammt

Betriebsame Hast und träumerische Stille, pulsierendes Leben und dörfliche Einsamkeit, moderne Bauweise und alte Architektur, Wälder, Wiesen, Felder und Industrieanlagen — das ist Langenfeld, eine junge Stadt. Sie ist sogar die jüngste im Rhein-Wupper-Kreis, denn erst seit 1948 führt die frühere Landgemeinde Richrath-Reusrath die Bezeichnung „Stadt“. Zu dieser Stadt gehört auch der Ortsteil Immigrath, in dem unser Fittings- und Flanschenwerk liegt. Mit dem Bau dieses Werkes wurde im Jahre 1902 von der Gesellschaft Ernst Tellerling und Co. begonnen. Ernst Tellerling war ein bekannter rheinischer Industrieller. Die Belegschaftsstärke des heutigen Werkes Immigrath betrug zum Jahresbeginn 524 Arbeiter und 48 Angestellte.

Die Stadt Langenfeld breitet sich mit ihren 42 Quadratkilometern dort aus, wo sich die waldbewachsenen Hügel des Bergischen Landes zum nahen Rhein hin in fruchtbares Ackerland verwandeln, wo sich die lieblichen Höhen mit der typischen niederrheinischen Landschaft ein Stelldichein geben, wo alter historischer Boden auch heute noch der Landschaft das Gepräge gibt.

Bodenfunde beweisen, daß schon vor undenklichen Zeiten Steinzeitmenschen hier gewohnt haben. Die ältesten geschlossenen Siedlungen, die Ortsteile Richrath und Reusrath, dürften fränkischen Ursprungs sein. Als unmittelbare

Langenfeld - Heimat unseres Werkes Immigrath

Unser neuntes Städteporträt

Vorläuferin der jungen Stadt Langenfeld wird das alte Richrath Schöffengericht angesehen, dessen Siegel man vor etwa Jahresfrist im Archiv auf „Haus Gerath“ gefunden hat. Richrath ist uralter Siedlungsboden; die St.-Martinus-Gemeinde mit der alten Kirche, deren wuchtiger romantischer Turm aus dem 11. Jahrhundert stammt, war einst Mutterpfarre von Hilden, Haan und Elberfeld. Auch die 1656 erbaute Wasserburg „Haus Graven“ bei Wiescheid ist ein steinerner Zeuge geschichtlicher Vergangenheit. Andere Zeugen sind die Dückeburg bei Reusrath und die Ringwallanlagen. Die heute noch erhaltenen und gepflegten Fachwerk- und Schieferhäuser im bergischen Stil mit ihren zum großen Teil kunstvollen Schnitzereien erinnern an frühen Wohlstand. Sie führen aber auch in jene Epoche zurück, in der die Fürsten Thurn und Taxis in „Alt-Langenfeld“ eine bedeutsame Posthalterei an der alten napoleonischen Landstraße begründeten und noch lange betrieben.

Das war nicht zuletzt der Grund, daß Langenfeld im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Verkehrsknotenpunkt inmitten der nahe gelegenen großen Industrie- und Handelsstädte Köln, Leverkusen, Solingen, Wuppertal und Düsseldorf wurde. Das Stadtgebiet wird von den Bahnstrecken Köln—Düsseldorf, Opladen—Düsseldorf und Köln—Wuppertal sowie von der Bundesstraße 8 mit der Verbindung Hildorf—Solingen und von der Bundesautobahn berührt. Von vier Bahnhöfen aus und mit fünf Autobuslinien kommt

man schnell und bequem in die benachbarten Gemeinden und Städte.

Diese Verkehrslage begünstigte die Entwicklung Langenfelds. Zu den alten, schon lange ansässigen Industriezweigen der Textil-, Metall- und Lederindustrie, der Tubenfabrikation und zu den Baubetrieben kommen ständig Anlagen der verschiedensten Wirtschaftszweige hinzu. Rechnet man noch die vielen bäuerlichen Kleinbetriebe, die großen weitbekannten Gärtnereien, Baumschulen und einen Großbetrieb für Samenzucht hinzu, dann findet man eine gesunde Mischung von Industrieunternehmungen und Landwirtschaft.

Der Aufschwung der Stadt Langenfeld brachte dem Rat und der Verwaltung große Schwierigkeiten. Die Einwohnerzahl stieg von 17 463 im Jahre 1939 auf über 30 000 im Jahre 1958. In einer großzügigen Planung werden Industriegelände und Wohnsiedlungen aufeinander abgestimmt. So wird eine sehr gesunde Atmosphäre erreicht.

Das rege Kulturleben der Stadt erforderte einen räumlichen Mittelpunkt, der mit dem Bau einer modernen Stadthalle geschaffen wird. Parks, neue Straßen, Grünflächen, Schulen, Kirchen und Geschäfte gehören zu einem gesunden Wohngebiet. Das ist Langenfeld — voll harmonischer Gegensätze. Eine Stadt, in der schon viel getan worden ist, in der aber auch noch viel zu schaffen bleibt. Ihre Menschen, die rheinischen Frohsinn und bergische Derbheit in sich vereinigen, werden ganz bestimmt ihr Ziel erreichen.

Ferdi Wirtz, Immigrath

Die Wasserburg „Haus Graven“ ist eine historische Sehenswürdigkeit der jungen Stadt Langenfeld



Junges Mädchen legte eine falsche Fährte

Sie saß mir allein im Zugabteil gegenüber und ich hatte meine helle Freude an dem jungen Menschenkind. Es strahlte jene unverbrauchte Jugend aus, die mit Gliedmaßen und Herz noch nicht ganz zurechtkommt; Kind und Weib stritten sich in ihr noch wie Sonnenschein und Graupelschlag im April, doch bald würde ein sonniger Mai sein.

Mehrmals schon hatte das Mädchen seiner Handtasche ein Blatt Papier entnommen und es immer wieder mit andächtiger Hingabe gelesen. Kein Zweifel für mich: ein Liebesbrief! So beglückt lächelt man nicht, wenn die Mutter gute Ratschläge gibt oder ein Onkel zum Geburtstag die besten Wünsche schreibt.

„Die Lesende“ — wie ich sie insgeheim nannte, als hätte ich eine Bildunterschrift machen müssen — hatte es wohl gemerkt oder gespürt, daß ich sie wohlgefällig über ihrem Brief betrachtet hatte; ihr Blick versuchte sehr kühl zu sein und mich gewissermaßen in die gebührenden Schranken zu verweisen! Nun ja, ich beschied mich: griff zu meinem Reiseschmöcker, der mich in ferne Länder entführte. Kaum beachtete ich, daß das reizende Fräulein einmal in seiner Tasche herumkramte und das Abteil für eine Weile verließ. Erst die plötzliche Stille brachte mir zum Bewußtsein, daß ich allein war. Wirklich, sie war fort.

Doch siehe da: auf dem Brettchen am Fenster lag der Brief! Mit den Buchstaben mir zugekehrt.

Der Anstand verbietet, fremde Schriftsachen einzusehen; so etwas gehört sich einfach nicht. Aber welcher Mensch meistert das Urlaster der Neugier! Nach einigen Minuten, während derer Scham und — Wissensdurst in mir kämpften, ließ ich die Augen über die Zeilen gleiten:

„Liebe Else! Also Du wolltest eine Beschreibung meines neuen Kleides haben, nachdem Du mir das Deine so ausführlich geschildert hast! Nun: es ist himmlisch geworden! Stell Dir ein dolles Resedagrün vor, Mieder mit herzigen Puffärmelchen, der Rock plissiert — ein Gedicht! Und ein Ausschnitt, den meine Mutti als sehr kühn bezeichnet!“

Ja, so ging es noch eine Weile weiter: mit Fältchen und Rüschen und

Spitzchen und Ausrufezeichen! Mir wurde etwas schal zumute: mit der „Erfahrung“ des reifen Mannes und Frauenkenners, auf die ich mir ein bißchen zugute tat, hatte ich eine junge Leidenschaft gewittert — und nun plauderten da Backfische über belanglose Toilettengeheimnisse. Wo ich Eros' Pfeil vermutete, klapperte die Schere der Schneiderin . . . Und bei solcher Lektüre hatte sich himmlischer Schein über „ihr“ Gesichtchen ergossen . . .

Meine Reisegenossin kam wieder herein. Täuschte ich mich oder schaute sie ein bißchen schadenfrohschöttisch drein, als sie das Blättchen wieder an sich nahm?

Bald darauf mußte sie aussteigen. Ich half ihr noch in den Mantel, ein Ringellöckchen an ihrem entzückenden Nacken streifte meine Hand. Oh, sie war schon ein süßes Geschöpf.

Als sie eben die Abteiltür hinter sich geschlossen hatte, sah ich einen Fetzen Papier am Boden liegen. Ich hob ihn auf und guckte hin. „Mein herzallerliebstes Else-Mädchen!“ stand da — doch nun errötete ich

vor mir selber: nein, ich durfte der Versuchung nicht nochmals erliegen; ich sah nur noch den Schluß an: „Es küßt Dich vieltausendmal Dein getreuer Peter!“

„Fräulein Else!“ rief ich zum Fenster hinaus. (Jawohl: „Else“ sagte ich!) „Sie haben da etwas verloren!“ Sie trat vom Bahnsteig heran, und ich reichte ihr das Blatt. Da war es an ihr, sich von purpurner Röte überstürzen zu lassen — und ich erkannte hellseherisch, daß sie (weil sie ahnte, daß ich ahnte!) den Kleidchen-Brief als Köder für eine falsche Fährte auslegte, um mich für meine, wenn auch nur mit Altherren-Blicken geübte Cönnenhaftigkeit zu bestrafen; daß sie den echten Liebesbrief wirklich unabsichtlich verloren hatte und sich nun doch über einem Geheimnis ertappt fühlte . . .

Der Blick, den sie mir mit einem „Vielen Dank!“ zuwarf, offenbarte mancherlei Empfindungen: Triumph und Scham, Zorn und Güte, Abwehr und Verlockung . . .

„Leb wohl, Else!“ sagte ich leise, „und grüß Peter!“ *Wendelin Überzwerch*

Chef und Lehrling tauschten die Rollen

Die Tür zum Allerheiligsten wird aufgerissen. Der Lehrling geht forsch auf seinen Chef zu: „Morgen, Herr Lützke. Ich wollte —“

Der Chef, ein Mann in den Sechzigern, von altem Schrot und Korn, runzelt die Stirn: „Ja, bitte?“ Drohend sind seine Augen auf den jungen Mann gerichtet. Der Kleine, ein wenig verlegen geworden, gibt sich einen Ruck: „Ja, wissen Sie, Herr Lützke. Wir machen vom Verein aus 'ne Tour und da wollte ich Sie bitten, mich für drei Tage zu beurlauben.“

Der Chef erhebt sich langsam aus seinem Sessel und tritt vor den Lehrling: „So, junger Mann, ich glaube, wir müssen ein bißchen Theater spielen. Ich sehe, daß ich Ihnen noch zeigen muß, wie man sich vor dem Chef zu benehmen hat. Ich werde also Ihre Rolle übernehmen und Sie werden den Chef spielen.“

Der Chef verläßt den Raum; der Kleine pflanzt sich hinter den Schreibtisch in den Sessel. Ein zaghaftes Klopfen. „Herein, immer her-

ein.“ Die Tür öffnete sich sanft. „Guten Morgen, Herr Prinzipal! Entschuldigen Sie bitte, wenn ich störe. Ich wollte mal fragen, ob Sie einen Moment Zeit für mich haben. Ich —“

Lehrling: „Na, junger Mann, nicht so ängstlich! Setzen Sie sich. Zigarette gefällig? Nein? Nehmen Sie schon! So, reden Sie mal frei heraus, was Sie bedrückt.“

Der Chef, leicht nervös geworden, fängt an zu stottern: „Herr . . . Herr Prinzipal, wir machen eine Fahrt und ich wollte Sie fragen, ob Sie mir vielleicht drei Tage freigeben können. Ich, ich möchte nämlich gern mitfahren, Herr Prinzipal.“

Lehrling: „Aber sicher, junger Mann, fahren Sie mit am vierten Tag dürfen Sie sich ausruhen. Kommen Sie gesund wieder und . . . noch eins: Gehen Sie an die Kasse und lassen Sie sich 10 Mark Taschengeld auszahlen.“

Der Chef entrüstet sich: „Raus, und lassen Sie sich vier Tage lang nicht sehen!“

Tolle Erfindung erleichtert Eheanbahnung

Doris war nicht nur ein besonders hübsches, sondern auch ein besonders ordentliches Mädchen. Nie fehlte an ihrer Garderobe ein Knopf oder sonst ein Verschuß. Sicherheitsnadeln waren ihr verhaßt.

Eines Tages aber mußte sie ihre Kollegin Ellen, die wiederum eine ausgesprochene Vorliebe für Sicherheitsnadeln hatte, um eine solche bitten, denn gerade als Doris das Büro, in dem sie arbeitete, verlassen wollte, riß der große, dekorative Knopf von ihrem hübschen Mantel ab. Da er als einziger die breiten Revers schloß, war er unentbehrlich. Doch die Zeit zum Annähen fehlte, da Doris mit ihrer Mutter verabredet war und sie nicht warten lassen wollte.

„Hier hast du die Nadell! Und steck' eine Blüte damit fest, dann sieht kein Mensch, daß ein Knopf fehlt“, riet Ellen, die in solchen Dingen bewandert war.

Der Rat wurde befolgt. Wenn auch mit einem etwas ungemütlichen Gefühl, so doch mit geschlossenem Mantel bestieg Doris die überfüllte Straßenbahn. Die Fahrgäste standen

dicht aneinander gepreßt. Doris kam mit dem Rücken eines jungen Mannes in Tuchfühlung. Über diesen Rücken hing das Ende eines gestrickten Schals, den der junge Mann um den Hals geschlungen hatte. Immer enger wurde Doris an den Schalträger gedrängt, bis sie sich mühsam von ihm löste, um auszusteigen.

Aber kaum hatte sie sich einige Schritte zum Ausgang hingekämpft, als der Ruf erschallte: „Sie, Fräulein, was machen Sie denn mit meinem Schal? Wollen Sie mich erwürgen?“ Dem Ruf folgte Gelächter der Mitfahrenden, und Doris entdeckte, daß sich der Schal des Bedrohten am Verschuß ihrer geöffneten Sicherheitsnadel verfangen hatte.

Eine Entschuldigung stammelnd, bemühte sich Doris, die Maschen zu lösen. Aber es gelang ihr nicht. Das Gelächter der übrigen Fahrgäste wurde lauter, je verzweifelter ihre Anstrengungen wurden. Der junge Mann aber, der das reizende Mädchen wohlgefällig ansah, rief vergnügt: „Nun müssen wir wohl oder übel zusammen bleiben, bis uns die

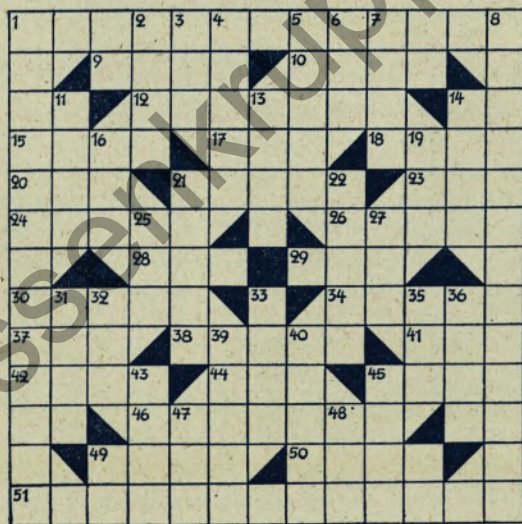
Sicherheitsnadel wieder freigibt.“ „Aber ich muß hier aussteigen!“ rief Doris, mehr dem Weinen als dem Lachen nahe, denn sie liebte es nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „So bleibt mir nichts anderes übrig, als mit auszusteigen. Denn so lange, bis wir uns befreit haben, kann die Bahn sicher nicht warten!“ war die fröhliche Antwort.

Zuerst war die Mutter etwas erstaunt. Dann aber löste sie geschickt den Schal von der Sicherheitsnadel ... und, nachdem sie den jungen Mann unbemerkt gemustert hatte, meinte sie, man solle auf den Schreck hin doch lieber eine kleine Erfrischung zu dritt einnehmen. Der Vorschlag wurde von den beiden Befreiten dankend aufgenommen.

... Ein bunter Wollschal und eine Sicherheitsnadel werden in der Wohnung eines glücklichen jungen Paares sorglich aufbewahrt. Ellen erklärte seit dieser Zeit allen: „Die Sicherheitsnadel ist die großartigste Erfindung, die je gemacht wurde. Nicht allein, daß sie die Mühe des Annähens erspart, sie stiftet auch Ehen!“

Irmgard v. Stein

Unser Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Kreidefelsen a. Rügen, 9. Modeschöpfer, 10. Besitz, 12. Landschaft in NO-Afrika, 15. deutsche Spielkarte, 17. Vorgebirge, 18. Berg am Vierwaldstätter See, 20. Getränk, 21. Geldkasten, 23. früherer UN-General-sekr., 24. Fisch, 26. Geschwulst, 28. Europäer, 29. Bad a. d. Lahn, 30. weibl. Vorname, 34. Stadt in Württemberg, 37. Ver-

neinung, 38. Provinz d. Südafrikanischen Union, 41. physik. Arbeitseinheit, 42. Stoffart, 44. Farbe, 45. Nahrungsmittel, 46. Strom in Venezuela, 49. Körperteil, 50. Bürde, 51. Zugehörigkeit zu einer Nation.

Senkrecht: 1. Inselgruppe im Stillen Ozean, 2. Getränk, 3. chem. Grundstoff, 4. Heidekraut, 5. Heeresabteilung, 6. Abschiedswort, 7. trichterförmige Vertiefung d. Erdbodens, 8. Titel, 11. männl. Haustier, 13. Abk. f. d. Telegr.-Agentur in Sowjetrußland, 14. Aufgeld, 16. griechischer Buchstabe, 19. Nebenfluß der Saale, 21. griech. Schicksalsgöttinnen, 22. Schiffstagerreise, 25. Abk. f. Norm, 27. Abk. f. d. Vereinigten Staaten, 31. Sender, 32. Fluß i. d. Niederlanden, 33. Stadt in England, 35. Seite, nach der der Wind hinweht, 36. Göttin der Zwietracht, 39. Gesangsstück (Mehrz.), 40. ringförm. Koralleninsel, 43. männl. Vorname (Abk.), 45. Teil des Ofens, 47. Hauptstadt von Brasilien, 48. Uferstraße. L. Lehmann

Auflösung unseres Weihnachtsrätsels

Waagerecht: 2. Tag, 3. Eifel, 6. Gag, 7. Eem, 8. Gallone, 12. Nani, 13. Naht, 14. Motette, 16. Gestalt, 20. Oel, 21. Waal, 23. Gans, 25. Selen, 27. Skat, 29. Efeu, 31. Lametta, 24. Grat, 37. Ada, 38. Noah, 41. Email, 43. Start, 45. Christstollen, 47. Jemen, 48. Mus, 49. Inn.

Senkrecht: 1. Raffael, 4. Igelit, 5. Egmont, 9. Anode, 10. Natal, 11. Ehe, 15. Ente, 16. Goa, 17. Sole, 18. Alge, 19. Ton, 22. Asta, 24. Anet, 26. Lied, 28. Altai, 30. Fanal, 40. Atem, 42. Isis, 44. Toni, 46. smart. Frohe Weihnachten.

Angebote mit großen Vorteilen

Die größere Konkurrenz macht sich jetzt bemerkbar

Eine gute Nachricht brachte der Januar. Es tut sich etwas auf dem Markt für Rundfunk- und Fernsehgeräte. Die Preise sind ins Rutschen gekommen und der Verbraucher hat seine Freude daran. Auch die Preise für elektrische Waschmaschinen sind inzwischen ganz erheblich abgebrockelt.

Es begann damit, daß sechs führende Firmen der Rundfunkindustrie, die immerhin fast 50% aller Apparate herstellen, die Preisbindung für ihre Geräte kündigten. Das heißt: Bisher schrieben die Fabriken dem Handel den Verkaufspreis eines Artikels vor, nunmehr kann der Handel seine Preise selber machen, beim herrschenden Wettbewerb also den Kollegen unterbieten, um gut ins Geschäft zu kommen. Diese Entwicklung kann uns eigentlich nur recht sein.

Schon lange hatte das starre Preisgehege viele Lücken. Ein großer Teil der Interessenten kaufte seinen neuen Apparat „hintenherum“ beim Großhandel, bei Groß-Versandhäusern, durch Beziehungen oder mit Rabatten unter der Hand bei seinem Rundfunkhändler. Es war ein offenes Geheimnis, daß es viele Wege gab, billiger als zu dem vorgeschriebenen Markenpreis zu kaufen. Wir berichteten in einem anderen Zusammenhang (Werkzeitung Nr. 23 vom September 1958), daß solche „billigen Quellen“ durch Entscheid des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe amtlich sanktioniert wurden als Auswirkung der freien Marktwirtschaft. Damals fragten wir: „Wird diese Entscheidung

vor einiger Zeit allgemein erheblich billiger wurden durch den Preisdruck eines „billigen Außenseiters“ — und andere Artikel auch aus verwandten und anderen Branchen.

Der Konkurrenzkampf zwischen den Herstellern untereinander und im Handel geht in eine neue Runde. Der Verbraucher profitiert davon. Denn um ihn wird mit verlockenden, günstigen Angeboten in einem Umfange geworben, der ihm nur recht und — billig sein kann. Außerdem, ist erst einmal ein großer Einbruch in das starre Preisgefüge gelungen, folgt erfahrungsgemäß weitere Auflockerung, die im erwähnten Fall auch für andere Elektrogeräte eines Tages sicherlich kommen wird.

Es tut sich also etwas Erfreuliches auf dem Markt. Gleich nach Bekanntgabe der Preisfreigabe wurden in einzelnen Städten die neuesten Rundfunk- und Fernsehgeräte bis zu 30% billiger angeboten. Ob's dabei bleibt, ist abzuwarten. Dem Verbraucher kann diese neue Entwicklung besonders lieb sein just zu jenem Zeitpunkt, zu dem an den Löhnen geknappst wird und — wie in unserer Industrie — Sparen hier und Sparen dort ganz groß geschrieben wird und werden muß. Die Preiseinbrüche kommen da besonders gut gelegen. Freuen wir uns darüber. Mit der Freude allein aber ist es nicht getan. Seien wir gerade jetzt besonders klug bei unserem Einkauf. Es lohnt sich.

Mit dem Januar dieses Jahres lief außerdem der europäische Terminkalender auf dem Wege zum gemeinsamen Markt an. Wir alle können davon einiges erwarten. Die Konkurrenz auf allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens spielt sich in Zukunft auf einem weiteren Feld ab. Schon wird aus dem Ausland heftig um den deutschen Verbraucher geworben, sei es mit französischem Käse, italienischem Wein oder schicken Textilien. Leider allerdings werden wir um die erhofften Preisrückgänge durch Zollsenkungen für Tee und Kaffee durch gleichzeitig wirksam werdende höhere Steuern geprellt. Und es gibt schon Beispiele genug, wie vorzeitig Vorteile für den einzelnen durch Proteste von Interessentenverbänden torpediert werden sollten. Trotzdem ist viel Erfreuliches „drin“ in der neuen Entwicklung. Warten wir ab und sind wir zuversichtlich. Werden wir jedoch



Was im Haushalt vorgeht, soll der Mann wissen. Aber er braucht seine Nase nicht überall hineinstecken. Wie schlecht ihm das steht, bewies die Hausfrau mit diesem Foto

aber unserer Aufgabe als kluge Europabürger dahingehend gerecht, daß wir das immer reichhaltigere Warensortiment prüfen, abwägen und vergleichen, ehe wir kaufen. Denn nur dann können wir daraus echten

Eine Befragung des Einzelhandelsverbandes Nordrhein ergab, daß jede fünfte Hausfrau Borgschulden hat. 10 Prozent der befragten Hausfrauen gaben zu, bei ihrem Lebensmitteleinkaufmann in der Kreide zu stehen, 5 Prozent verweigerten die Auskunft. 39 Prozent der Borgenden lassen anschreiben, um das Geld für andere Einkäufe zu verwenden, 22 Prozent hatten sich verausgabt, 19 Prozent machten es mehr oder weniger „aus Gewohnheit“, 7 Prozent aus echter Not und 5 Prozent wegen unvorhergesehener Umstände. 8 Prozent gaben keine Begründung an.

Auch heute herrscht die Schwiegermutter noch im Haushalt der Schwiegertochter. So ist es jedenfalls in Japan. In Tokio z. B. hat jede fünfte Ehefrau keinen eigenen Haushalt, lebt im Hause der Schwiegermutter und trägt meist durch fleißige Heimarbeit zum Familienunterhalt bei. Schuld daran ist einmal die Tatsache, daß es zu wenig neue Wohnungen gibt, zum anderen die überlieferte Tradition, nach der die Schwiegertochter der Schwiegermutter bedingungslos gehorchen muß.

Rund 600 000 weibliche Unternehmerinnen sind z. Z. in der Bundesrepublik tätig. Von ihnen ist etwa die Hälfte zwischen 50 und 60 Jahre alt. Ein Drittel ergriff nach dem Tode des Ehegatten oder nach Auflösung ihrer Ehe die unternehmerische Initiative und wuchs in einen selbständigen Beruf hinein. Ein Drittel gründete den Betrieb selbst, vorwiegend in den Notjahren nach 1945, und das letzte Drittel setzt sich aus Töchtern zusammen, die das Geschäft der Eltern weiterführen.

Nutzen ziehen. Der freie, großräumige Wettbewerb über Ländergrenzen hinweg bringt für alle Vorteile und Nachteile. Es liegt ausschließlich an uns, möglichst viele Vorteile daraus zu ziehen. Barbara Reichert, Düsseldorf

Was Frauen angeht und Männer lesen sollten

ganz allgemein zu sinkenden Preisen führen? Es scheint sich hier etwas anzubahnen, was eines Tages weite Kreise ziehen kann."

Nun ist es so weit. Die sechs Rundfunk-Firmen machten den Anfang, die übrigen großen Elektrofirmen, die sich nicht an der Aufhebung der Preisbindung der zweiten Hand beteiligten, mußten mithalten und billiger verkaufen. Schon folgten Waschmaschinen, Kühlschränke — die schon

Mit einer Rippe fing die Löhnung an

Der Lohntag von Adam und Eva bis heute – Fast eine Kulturgeschichte der Lohnzahlung

Die einfachste Art Besitz zu erlangen war in der Frühzeit der Menschheit, schnell über frei umherliegendes herrenloses Gut zu verfügen und es als Eigentum zu erklären. Die nachparadiesischen Zustände erlaubten das sicher noch. Der Tausch der Güter untereinander stellt demgegenüber schon eine Arbeiterschwerung dar.

Auch der Tausch entspringt dem Wunsch, das zu besitzen, was man gerade nicht hat. Statt dessen bietet man das an, was man hat, aber nicht mehr braucht. Wer sich beim Stehlen erwischen läßt, wird bestraft. Im gewissen Sinne ist dies dann auch ein Tausch, wenn auch ein höchst unfreiwilliger.

Tauschgeschäfte haben eine sehr alte Tradition, und es gehört einige Übung dazu, Adam tauschte eine Rippe gegen



ein Weib. Eva zog einen Apfel dem Paradies vor. Beide waren noch Anfänger und taten einen Mißgriff. Man unterscheidet zwei Arten von Tauschgeschäften, gute und schlechte. Ein gutes Tauschgeschäft ist, wenn der abzugebende Gegenstand weniger wert ist, als der, den man dafür bekommt. Man tauschte damals buchstäblich alles. Für Fisch bekam man Fleisch, für Fleisch Salz, für Salz Brot. Auch Arbeitsleistungen wurden mit Naturalien entlohnt. Dies war für die Ur-Arbeitnehmer sehr rationell, denn sie sparten sich den Gang zum Einzelhändler. Die Lohnbüros freilich glichen Lagerhäusern. Man mußte noch am Zahltag die erforderlichen Naturalien bereitstellen und ausgeben. Zudem wuchsen die vorzeitlichen Sonderwünsche immer mehr ins Uferlose. Der eine wollte lieber Fleisch statt Gemüse,

der andere war Vegetarier, der Dritte aß gerne rote Grütze. Dieser Zustand wurde auf die Dauer lästig, deshalb wurde die sogenannte Naturalwährung



eingeführt. Fortan gab es an Zahltagen nur noch Fisch oder nur noch Salz.

Diese Neuerung brachte den Lohnbüros einen erheblichen Rationalisierungseffekt, denn ab sofort genügte es, eine einzige Ware in ausreichender Menge einzulagern. Manch einer aber murrte, manch einer schmolte. Viele Proteste gingen der Urgewerkschaft zu. Statt aber das Neue abzuschaffen, kassierte sie ihre Beiträge in neuer Währung.

Anfänglich glaubten wenige an das Gelingen der Maßnahme. Pfliffige Geschäftsleute erkannten jedoch ihren Vorteil und eröffneten Tauschgeschäfte. Gegen — sagen wir — Salz war dort alles zu haben: Brot, Käse, Bier, ja, sogar rote Grütze. Zuletzt gewöhnten sich auch die ewig Skeptischen daran.

Damit ging soweit nun alles gut, andererseits aber auch wieder nicht. Denn welche Naturalwährung man auch ausprobierte, sie hatte ihre Schwächen. Fisch verdarb, Salz wurde feucht, und



auch das liebe Vieh zeigte lästige Eigenschaften. Den vorgeschichtlichen Unternehmern konnte auf die Dauer nicht entgehen, daß auch dieses Entlohnungssystem doch noch recht teuer war. Deshalb erfand man das Geld. An Zahltagen gab es nun nur noch kleine, unscheinbare Metallplättchen, Münzen genannt, und ein jeder mochte sehen, was er mit seinen Moneten anfang.

Für die Lohnbüros war das eine feine Sache. Aus Lagerarbeitern wurden

Lohnbuchhalter, und das Geld wurde nur gegen Unterschrift ausgehändigt. Aber auch hier gab es wieder Murren und Schmollen, denn die tiefeingewurzelte Gewöhnung an das alte System nährte das Mißtrauen gegenüber dem neuen. „Anständige Arbeit verlangt anständigen Lohn“, sprachen viele, „wir wollen keine Spielzeugplättchen.“ „Es ist ein Widerspruch in sich, einem realen Tun ein symbol-irreales Ersatzobjekt gleichzustellen“, sagten sie. Niemand gab dem Geld eine Chance.

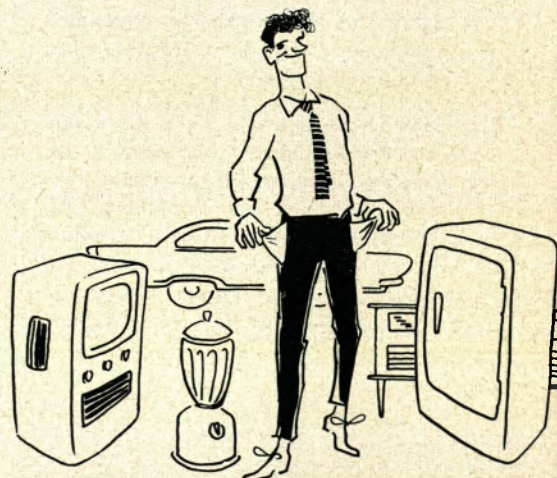
Niemand? Bald hängten gerissene Händler Schilder aus „Hier wird Geld in Zahlung genommen“. Schneller als man gedacht hatte, fanden alle Geschmack am Geld. Zudem ließ sich in Münzenform unschwer ein Wert in jede Tasche stecken und war handlich im Gebrauch.

Auch Frauen erkannten die Vorteile der neuen Währung ziemlich rasch: sie ließ sich sehr leicht ausgeben. Die Händler wiederum lernten schnell auf diese Vorteile zu spekulieren. Auch Ehemänner fanden Münzen praktisch, weil es so leicht gelang, die eine oder andere am Zahltag abzuzweigen.

Da plötzlich sahen die Menschen, daß sie keine Urmenschen mehr waren, lobten das Neue und verspotteten das Alte. Letzteres aber war sehr voreilig, denn in Notzeiten kehren viele zu den alten Gewohnheiten zurück.

Unterdessen breitet sich die bargeldlose Lohnzahlung mehr und mehr aus. Auch eine „Tochter“ unseres Unternehmens, „Wuragrohr“, macht die besten Erfahrungen damit.

Die Spuren ihres Anfangs sind heute schon verwischt, wir wissen nur, daß sie die Form und die Gewohnheit von morgen sein wird. Für den einen früher, für den anderen später. E. K.



Wie man einen hohen Freibetrag erhält

In der letzten Ausgabe der Werkzeitung behandelten wir wichtige Lohnsteuerfragen. Diesmal werden die Neuerungen herausgestellt, die bei der Beantragung von Freibeträgen für das Jahr 1959 zu beachten sind.

Aufwendungen, die einem Arbeitnehmer für Werbungskosten, Sonderausgaben oder außergewöhnliche Belastung erwachsen, können bei der Berechnung des steuerpflichtigen Arbeitslohnes durch Eintragung eines Freibetrages auf der Lohnsteuerkarte berücksichtigt werden. Der Freibetrag ist auf einem besonderen Formular bei dem Finanzamt, in dessen Bezirk der Arbeitnehmer seinen Wohnsitz hat, zu beantragen.

Werbungskosten

Für Werbungskosten wird ein Freibetrag in der Höhe gewährt, in der die tatsächlichen und nachgewiesenen Werbungskosten jährlich DM 564,—, d. h. monatlich DM 47,— übersteigen. Einzelne Hinweise über die Werbungskosten sind in der Folge „Ausgaben ABC“ früherer Hefte der Werkzeitung enthalten und dort nachzulesen.

Sonderausgaben

Für Sonderausgaben wird ein Freibetrag gewährt, wenn die Aufwendungen im Kalenderjahr DM 636,— übersteigen. Der darüber hinausgehende Betrag wird auf der Lohnsteuerkarte vermerkt. Man muß die einzelnen Sonderausgaben hier aufführen, weil teilweise Änderungen eingetreten sind; und zwar können als Sonderausgaben angesetzt werden:

- Zinsen für Schulden, die nicht mit den Einkünften in wirtschaftlichem Zusammenhang stehen. Dafür ein Beispiel: Hat ein Arbeitnehmer bei einer Sparkasse ein Darlehen zum Erwerb von Aktien aufgenommen, so können Zinsen für das Darlehen nicht als Sonderausgaben abgezogen werden, sondern als Werbungskosten bei den Einkünften aus Kapitalvermögen. Das erklärt sich daraus, daß die Darlehensaufnahme mit dem Erwerb der Aktien in wirtschaftlichem Zusammenhang steht.

Weitere Sonderausgaben sind:

- Kirchensteuern
- Vermögensteuern
- Spenden für mildtätige, kirchliche, religiöse, wissenschaftliche und besonders anerkannte gemeinnützige Zwecke. Der Höchstbetrag der abzugsfähigen Spenden beläuft sich auf 5 Prozent des Jahresarbeitslohnes.

- Beiträge und Versicherungsprämien zur Kranken-, Unfall-, Haftpflicht-, Angestellten-, Invaliden- und Arbeitslosenversicherung, ferner zur Versicherung auf den Lebens- oder Todesfall, sowie zu den Witwen-, Waisen-, Versorgungs- und schließlich den Sterbekassen.

Die Versicherungsunternehmen, an die die Beiträge oder Prämien geleistet werden, müssen entweder ihre Geschäftsleitung oder ihren Sitz im Inland haben, oder aber es muß ihnen die Erlaubnis zum Geschäftsbetrieb im Inland erteilt worden sein.

Für Verträge, die nach dem 31. Dezember 1958 abgeschlossen worden sind, müssen die Verträge bei einmaliger Beitragsleistung zu Beginn des Vertrages für die Dauer von mindestens zehn Jahren oder bei laufender Beitragsleistung für die Dauer von mindestens fünf Jahren abgeschlossen werden. Nach der bis 1958 einschließlich geltenden Regelung war das Vorliegen eines fünf- bzw. zehnjährigen Vertrages nicht Voraussetzung für die Anerkennung der Beiträge und Versicherungsprämien hinsichtlich der steuerlichen Abzugsfähigkeit als Sonderausgaben.

- Die Aufwendungen an Bausparkassen zur Erlangung von Baudarlehen sind steuerbegünstigt, wenn eine Festlegung der Aufwendungen für mindestens 5 Jahre erfolgt.
- Beiträge auf Grund von allgemeinen Sparverträgen sind abzugsfähig, wenn sich der Sparer zur Festlegung der einzelnen Sparbeiträge auf drei Jahre verpflichtet. Der Inhalt des Sparvertrages und die Höhe der Spareinlagen müssen dem Finanzamt durch eine Bescheinigung des Kreditinstituts nachgewiesen werden. Spareinlagen dürfen weder mittelbar noch unmittelbar im Zu-

sammenhang mit einer Kreditaufnahme stehen.

- Beiträge auf Grund von Sparverträgen mit festgelegten Sparraten werden als Sonderausgaben nur anerkannt, wenn die erste Einzahlung vor dem 1. Januar 1958 geleistet worden ist. Es handelt sich somit bei dieser Regelung nur noch um auslaufende Sparverträge.

Nicht mehr begünstigt ist der Erwerb von Anteilen an Bau- und Wohnungsgesellschaften; ferner der Erwerb von Wertpapieren.

Von den zuvor genannten Aufwendungen sind nur beschränkt abzugsfähig: Beiträge und Versicherungsprämien, Beiträge an Bausparkassen, Aufwendungen auf Grund allgemeiner Sparverträge und von Sparverträgen mit festgelegten Sparraten. Die Höhe der abzugsfähigen Beträge ist in der untenstehenden Tabelle angegeben. Die darin genannten Beträge verdoppeln sich, wenn der Steuerpflichtige oder — im Falle der Zusammenveranlagung — einer der Ehegatten mindestens vor dem 1. September des jeweils laufenden Kalenderjahres das 50. Lebensjahr erreicht hat.

Außergewöhnliche Belastung

Hinsichtlich eines Freibetrages wegen außergewöhnlicher Belastung haben sich keine neuen Regelungen ergeben. Die Vorschriften des abgelaufenen Jahres gelten also auch für das Jahr 1959.

Wir empfehlen, bei Beantragung eines Freibetrages sorgfältig darauf zu achten, daß die notwendigen Unterlagen zur Prüfung durch den Finanzbeamten bereit gehalten werden. Es wird dadurch eine zügige Bearbeitung gewährleistet, und unnötige Rückfragen können auf diese Weise vermieden werden.

Diese Tabelle gibt den Rahmen für begrenzt abzugsfähige Aufwendungen an

für	jährlich voll abzugsfähig	wenn folgende Gesamt-aufwendungen gemacht werden	es sind höchstens abzugsfähig
	DM	DM	DM
den Arbeitnehmer selbst	1 100,—	2 200,—	1 650,—
den Arbeitnehmer und Ehefrau	2 200,—	4 400,—	3 300,—
den Arbeitnehmer, Ehefrau und 1 Kind	2 700,—	5 400,—	4 050,—
2 Kinder	3 200,—	6 400,—	4 800,—
3 Kinder	3 700,—	7 400,—	5 550,—
4 Kinder	4 200,—	8 400,—	6 300,—
5 Kinder	4 700,—	9 400,—	7 050,—
jedes weitere Kind	500,—		

Beide waren bei Phoenix-Rheinrohr



Schnappschuß während der Gratulationscours. Von links nach rechts: Abt.-Ltr. Heermann, das Jubelpaar, die Betriebsräte Beckers und Marks

Diamantene Hochzeit feierten am 22. Januar 1959 die Eheleute Franz Ponzlet und Frau Gertrud geb. Frohwein, Düsseldorf-Eller, Jägerstraße 5. Von Kettwig an der Ruhr kam ein Bub nach Düsseldorf am Rhein. Das war im Jahre 1892. Bei Poensgen in Lierenfeld war sein Onkel beschäftigt. Was lag da für den Neffen näher, als ebenfalls dort einzutreten. Im Blechwalzwerk fand er sich schnell zurecht und wurde nach einiger Zeit zum Schichtmeister befördert. Im Jahre 1927 kam er zum Röhrenwerk III. Hier blieb Franz Ponzlet bis zum Ende des 2. Weltkrieges. So diente er dem Werk über fünfzig Jahre. Genau so lange hat er auch der kath. Arbeiterbewegung die Treue gehalten.

Im St.-Sebastianus-Schützen-Verein ist Franz Ponzlet auch schon seit 54 Jahren Mitglied. Und mit seinen 83 Jahren stellt er im Schießen immer noch seinen Mann. Auch die Jubelbraut ist einmal Belegschaftsmitglied gewesen, und zwar stand sie im ersten Weltkrieg dreieinhalb Jahre an der Wärmeschere. Sie wünscht den Tag noch zu erleben, wo sie mit

Goldene Hochzeit

feierten die Ehepaare

Gustav Nehring, Oberhausen, 2. 2.
Mathias Rossbach, Düsseldorf, 2. 2.
Josef Wolicki, Meiderich, 6. 2.
Jakob Müller, Beeck, 13. 2.
Walter Schulz, Mülheim, 19. 2.
Johann Wingender, Laar, 20. 2.
Otto Stallknecht, Düsseldorf, 20. 2.
Chr. Hasselbach, Düsseldorf, 20. 2.

ihrem Bräutigam die eiserne Hochzeit feiern kann.

Die Glückwünsche der Werksleitung und der Belegschaft überbrachten Abt.-Ltr. Heermann sowie die Betriebsräte Beckers, Marks, Steinhoff. wil

40 Jahre im Dienst

WERK HÜTTENBETRIEB

W. Schippers, Mech. Hauptw., 3. 3.
Herm. Franz, Bauabteilung, 3. 3.
J. Wagner, Mech. Hauptw., 10. 3.
Karl Schumann, Elektroabt., 24. 3.
Theodor Nalezinski, Mechanische Hauptw., 31. 3.

WERK RUHRORT

Hans Fröhling, Lagerverw., 15. 2.
Bernh. Lensind, Fertigstraße 5, 1. 3.
H. Schumacher, Betr.-Wirtsch., 1. 3.
Heinrich Balzer, El.-Hauptw., 3. 3.
Wladislaus Grzecznowski, Blockstraße II, 5. 3.
Joh. Linneken, Fertigstraße, 5. 3.

Th. Nußbaum, Fertigstraße, 14. 3.
W. Bleckmann, El.-Hauptw., 15. 3.
Heinr. Booms, Fertigstr. 6, 19. 3.
Andreas Willems, Feinstraße, 18. 3.
Emil Matczik, Putzerei, 31. 3.
Richard Herzberg, Stahlw. I, 31. 3.

WERK THYSSEN

Herm. Schröder, Hauptw. II, 1. 3.
Joh. Rühl, Rohrbearbeitung, 4. 3.
Otto Albrecht, Hauptw. I, 12. 3.
Gustav Sieben, Kranbetrieb, 26. 3.

WERK POENSGEN

Gust. Schwenk, Wärmestelle, 10. 3.
Jos. Wingerath, Sicromalabt., 22. 3.

25 Jahre im Dienst

WERK RUHRORT

Math. Stempel, Waschraum, 13. 3.
Kuno Mühlendorf, Fertigstr., 19. 3.
Josef Bermel, Fertigstraße, 19. 3.
Friedr. Malessa, Fertigstr. 5, 19. 3.
Karl Henkel, Kontistraße, 26. 3.
D. Winkelmann, Waschraum, 27. 3.
Ed. Michalczak, Martinw. II, 29. 3.
Heinr. Frenzer, Fertigstr. 5, 29. 3.

WERK HÜTTENBETRIEB

Paul Hennig, Maschinenbetr., 13. 3.
Fr. Patzke, Maschinenabt., 13. 3.
Karl Majonek, Bauabteilung, 13. 3.
Otto Uebler, Hochofen, 13. 3.
Johannes Unger, Werkschutz, 13. 3.
Paul Fickert, Labor, 22. 3.
Jos. Behrens, Mech. Hauptw., 26. 3.

WERK THYSSEN

Heinz Braternitz, Rohrwerk, 2. 3.
Hans Babatz, Stahlwerk, 7. 3.
Heinr. Hildebrand, Blechwerke, 8. 3.
Heinrich Nölchen, Sozialabt., 9. 3.
Erich Menne, Stahlwerke, 9. 3.
Lud. Kurze, Hauptwerkst. I, 10. 3.
Wilh. Hammel, Blechwerk, 10. 3.
Josef Müller, Bauabteilung, 12. 3.
H. Kleinbrahm, Schweißw., 12. 3.
Heinrich Pattberg, Stahlbau, 12. 3.
Heinrich Drykoningen, Fretz-Moon-Anlage, 12. 3.
F. Wiesotzki, Masch.-Abt. II, 14. 3.
Joh. Neumann, Rohrbearb., 15. 3.
Jos. Speckbrücke, Kohlenlager, 16. 3.
H. Winderlich, Rohrbearb., 20. 3.

Bernhard Scheffs, Rohrwerk, 21. 3.
Johann Schlang, Wärmestelle, 21. 3.
Edmund Chossa, Blechwerk, 21. 3.
Wilh. Ingenkamp, Rohrw., 21. 3.
Ernst Püttmann, Blechwerk, 21. 3.
W. Nicolas, Hochdruckabt., 23. 3.
Ernst Sänger, Rohrbearb., 23. 3.
Karl Dams, Kranbetrieb, 28. 3.
Johann Knipp, Bauabteilung, 28. 3.
Wilh. Horn, Sauerstoffanl., 31. 3.

WERK POENSGEN

Rudolf Mai, Röhrenwerk, 2. 3.
Josef Weiß, Röhrenwerk, 16. 3.
Karl Thelenberg, Walzenwerkstatt, 26. 3.

WERK IMMIGRATH

Johann Hirschfeld, Schmiede, 27. 3.

90 Jahre

alt wird am 20. Februar Witwe Peter Bierbrauer, Meiderich

85 Jahre

Konrad Ogroske, Hilden, 3. 2.
Peter Hofmann, Meiderich, 19. 2.

80 Jahre

Ernst Gütschow, Mülheim, 3. 2.
Fr. Horstmann, Amsterdam, 4. 2.
Philipp Häser, Mülheim, 5. 2.
Gottlieb Szesny, Meiderich, 7. 2.
Peter Höveler, Richrath, 11. 2.
Franz Baumgart, Mülheim, 12. 2.
Wilh. Bruckschen, Ruhrort, 15. 2.
Albert Esser, Mülheim, 26. 2.
Christian Weinand, Laar, 28. 2.

Johann Paschen †

Bei Redaktionsschluß erreicht uns die Nachricht, daß das frühere Immigrather Betriebsratsmitglied Johann Paschen unerwartet verstorben ist. Kurz vor seinem Tod war Johann Paschen noch besonders geehrt worden (s. S. 22). Unter großer Anteilnahme der Belegschaft wurde er am 2. Februar auf dem Friedhof in Langenfeld-Richrath beigesetzt.

Im letzten Monat verschieden unsere Mitarbeiter:

WERK RUHRORT

Peter Steinhoff, Hochofen
Erich Achelius, Hochofen
Alfred Mathei, Allg. Verwaltung

WERK IMMIGRATH

Johann Paschen, Magazin

WERK HÜTTENBETRIEB

Otto Pflaumbaum, Hochofen

WURAGROHR GMBH

Walter Lucas, Einkauf

WERK POENSGEN

Julius Heckmann, Röhrenwerk III
Josef Sauren, Belegschaftsräume
Alfons Hitzegraf, Maschinenbetrieb
Josef Birgel, Werkschutz
Max Bühring, Röhrenwerk III

WERK THYSSEN

Karl Weber, Motor-Reparaturwerkstatt
Friedrich Poerschke, Bauabteilung
Herbert Fischbach, Eisenwerk
Gottfried Dresen, Verkauf
Franz Müller, Elektrische Abteilung

Wir bewahren ihnen ein ehrendes Andenken

Mach es selbst!



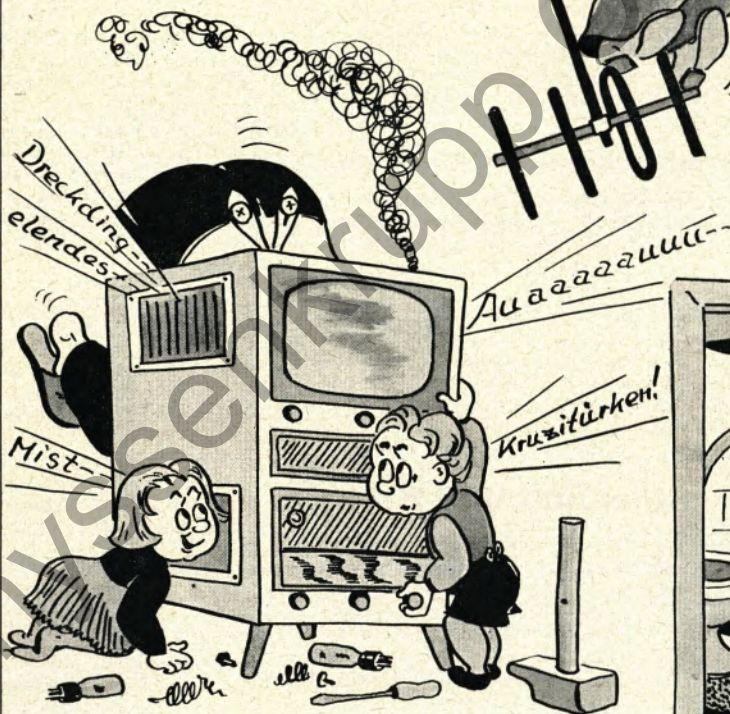
„Reg' dich doch nicht so auf, Frau! Wenn man sich zu helfen weiß, klappt eben alles. Hol mir mal eben die Terpentinflösche!“



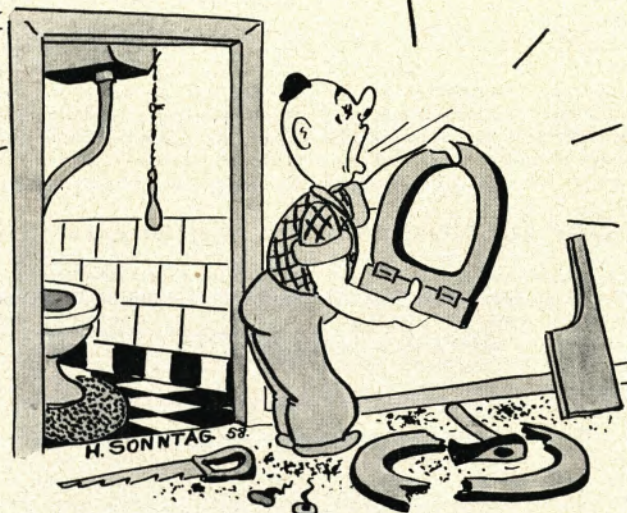
„Deine Bemühungen waren vergeblich. Die Spiralfeder, die du gestern eingebaut hast, ist doch etwas zu stark.“



Die Montage der Fernsehantenne ist zwar vollkommen mißlungen, aber ein eigenhändig angenähter Hosenknopf hält. Man muß es nur selbst machen können...



„Wir haben doch einen tüchtigen Vater. Der Ton kommt schon wieder.“ — „Quatsch, er hat sich mit dem Lötkolben verbrannt!“



Die Bewegung „Mach es selbst“ verleitet zu den genialsten Ideen: „Emma, beeile dich, Anprobe. Ich muß Maß nehmen!“

Die kleine Werkzeugzeitung

lebendig
aktuell
betriebsnah



FEBRUAR 1959

PHOENIX-RHEINROHR-KURZNACHRICHTEN

2. Jahrgang



»Wie früher...«

„An dieser Wand fehlt noch ein Bild!“ Mit dieser Feststellung schloß unser Belegschaftsmitglied Helga seine Überlegungen zu Hause ab. Diesem Übel war abzuwehren. Sie nahm sich vor, das einer früheren Weihnachtsausgabe der Werkzeugzeitung beigelegte Kunstblatt rahmen zu lassen, um damit die kahle Wohnzimmerwand zu schmücken.

Das wäre eigentlich nicht des Erzählens wert, wenn diese wahre Geschichte nicht eine Pointe hätte. Wir erinnern uns: diese Beilage zeigte die Rötzelzeichnung eines Kinderkopfes von Rubens. Allen gefiel das Bild. Es wurde beim nächsten größeren Familientreffen dann auch entsprechend gewürdigt. Und der Opa stellte sogar anerkennend fest: „Donnerwetter, wo habt ihr das denn plötzlich aufgetrieben? Jetzt ist Helga 20 Jahre alt und sie hat manchmal immer noch den gleichen Gesichtsausdruck wie auf diesem Bild!“ Muß man noch erklären, daß der Opa die Rötzelzeichnung für ein Foto aus Helgas Kindheitstagen hielt?

Da kann man nur sagen: Bravo, Peter Paul Rubens, auch im Zeitalter der Kunstfotografie bist du aktuell!

80 000 Verbesserungsvorschläge

Durchschnittlich 80 000 Verbesserungsvorschläge im Jahr werden von Belegschaftsmitgliedern aller der Arbeitsgemeinschaft für betriebliches Vorschlagswesen angeschlossenen 50 deutschen Industrieunternehmen eingereicht. Davon ist fast die Hälfte brauchbar.

Der Jubilarenverein bietet Zusammenhalt und Hilfe

Der Jubilarenverein Thyssenscher Werksangehöriger kann für das Jahr 1958 wieder einen aufschlußreichen Rechenschaftsbericht vorlegen. 1615 Mitglieder gehörten ihm am 31. Dezember an, darunter 757 Berufstätige, 505 Rentner und 353 Witwen. Das sind 16 weniger als im Vorjahr. Den 36 Neuanmeldungen stehen 40 Todesfälle und 12 Austritte gegenüber. Die gesamten Einnahmen des Vorjahres beliefen sich auf 15 829,22 DM, die Ausgaben auf 14 634,41 DM. Die Verwaltungsausgaben machen 6,38

Prozent der Gesamteinnahmen aus. In 91 Fällen wurde ein Sterbegeld

Personalien

Auf Beschluß des Vorstandes wurde Albrecht Kleinschmidt, Verkauf Flanschen und Fittings, ab 1. Januar 1959 Handlungsvollmacht erteilt. Seit 1. Februar leitet Josef Hoffstadt die Abteilung Zentrale Rechnungslegung. Zum gleichen Zeitpunkt wurde Josef Hoffstadt Handlungsvollmacht erteilt.

Unter der Glückszahl „Sieben“ wurde die Karnevalsgesellschaft „Röhrengarde Mülheim“, die vor kurzer Zeit Belegschaftsmitglieder des Werkes Thyssen gegründet hatten, von den übrigen sechs Mülheimer Gesellschaften mit einem kräftigen „Helau“ in die bunte Schar der Narren aufgenommen.

Die Taufe des jüngsten Sprosses führte alle Mülheimer Karnevalisten am 18. Januar zu einem großen Narrentreffen im Festsaal der Mülheimer Stadthalle zusammen. Und wie es das Brauchtum des Karnevals will, erlebte man bunte Fahnen, den ersten Mülheimer Prinzen, Erich I., würdige Präsidenten mit prächtigem Feder schmuck, weibliche Tanzgarden mit flinken Beinen, schmetternde Fanfaren- und dröhnende Trommlerkorps, immer wieder neue Lieder und Büttensreden. Man schunkelte, lachte und rief „Helau!“ Da gab es einen Tusch für gute Reden, einen Tusch für gelungene Pointen und wieder einen Tusch, wenn es Orden „regnete“. Von diesem Ordens segnen blieben auch die Hütten direktoren Dr. Brandt und Schiewerling sowie Prokurist Ullrich und Handlungsbevollmächtigter Becker nicht verschont. Auch an einem kräftigen Umtrunk fehlte es nicht. Präsident Johannes von der Gesellschaft „Knatschgeck“ zau-

berte aus einem Rohr dazu den „Stoff“, den er sehr treffend als „Cherry-Brandt“ bezeichnete.

Die Taufpaten der Röhrengarde Mülheim waren die Große Mülheimer Karnevalsgesellschaft und — wie hätte es anders sein dürfen — die Düsseldorfer Röhrengarde „Rot-Weiß“ aus dem Werk Poensgen mit Vizepräsident Walter Weber und Ehrenpräsident Toni Brandt. Der Vorsitzende des Hauptausschusses Mülheimer Karneval, Hans Wolfgang, nahm die Taufe vor. Helmut Schöller, der Präsident der Röhrengarde, erhielt die Narrenkappe mit einem langen Schweif aus Fasanenfedern, die Amtskette und das närrische Zepher. Danach empfing der gesamte Elferrat mit dem Vizepräsidenten Friedhelm Bass die silber-blauen Farben und den Tauforden. Der Zeremonienmeister führte mit den beiden Pagen die Mädelgruppe der neugegründeten Gesellschaft auf die Bühne. (Übrigens, für eine Tanzgruppe sucht man noch geeignete Kräfte). Diesmal sang die Mädelgruppe gemeinsam mit dem Komponisten Willi Witthaus, der Mitglied der Röhrengarde ist, ihr munteres Lied: „Warum machst du beim Küssen die Augen zu“. Dazu der Kommentar von Präsident Wolfgang, der die Sitzung leitete: „Wenn die so weitermachen, packen

sie uns bald alle ein“. Wer ein Freund des Karnevals ist, wie er in der Stadthalle gefeiert wurde, kann der neuen Röhrengarde nur viel Erfolg wünschen (s. Bild S. 23).

Narrentreiben der IG Metall

Welch guten Ruf die Düsseldorfer Röhrengarde „Rot-Weiß“ hat, bewies die für die Verwaltungsstelle Düsseldorf der IG Metall durchgeführte Sitzung am 23. Januar. Die Rheinhalle war hoffnungslos überfüllt: Jeder wollte teilhaben am närrischen Geschehen, das unter dem Präsidium von Franz Ricken mit viel Einfallsreichtum, Schwung und Humor abrollte. Zahlreiche Spitzenkräfte des Rheinischen Karnevals sorgten für die rechte Stimmung, so die „Vier Westen“, Theo Lückner, Hannelore Brunswick und Heinz Grüssen. Ihnen standen Hans Quasten, Willi Keuenhoff sowie Kurt Poschinger nicht nach. Ob es sich um pointierte Büttensreden handelte oder um Lieder und Parodien — immer ging das Publikum gleich begeistert mit. Und man wäre noch begeisterter gewesen, wenn man nicht auf das Prinzenpaar vergebens gewartet hätte. Aber der guten Laune tat das keinen Abbruch, denn man hatte auch so genug Höhepunkte. Und der höchste dieser närrischen Gipfel war zweifellos die Darbietung des Düsseldorfer Fanfarenkorps „Rätematäng“, diese einfallsreiche und spritzige Düsseldorfer Altstadt-Impression, die wahre Begeisterungstürme auslöste.

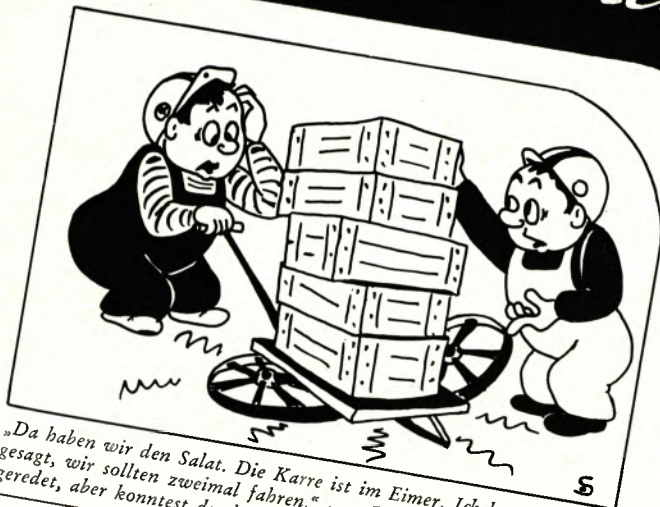
*

Dieselbe Begeisterung für die Düsseldorfer Röhrengarde herrschte auch am 1. Februar im Paulushaus. Die einzige betrübliche, aber auch zugleich erfreuliche Feststellung: der große Saal wird zu klein. Es rollte ein Programm ab, das auch den Nicht-Karnevalisten begeistern kann. Dieser Meinung waren auch die Ehrengäste, an ihrer Spitze Hüttenleiter Schiewerling und Direktor Vollmer. Die Lachmuskeln wurden fast sechs Stunden strapaziert. Von befreundeten Gesellschaften erschienen die Mülheimer Röhrengarde mit der Mädelgruppe, die Remscheider Rot-Blauen Funken mit Fanfarenchor und Tanzgruppe sowie die Düsseldorfer Dötz und die Solinger Gelben Funken. Herzlichen Dank der Düsseldorfer Röhrengarde und ihrem Präsidenten Franz Ricken für diese wirklich sehr vergnüglichen Stunden.

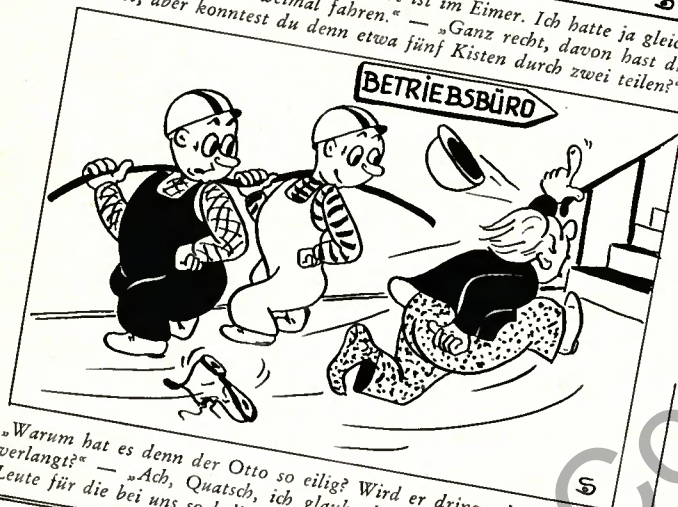
der IG Metall in Opladen erschienen. Betriebsratsvorsitzender Witzmann stellte heraus, daß Johann Paschen immer zur Stelle gewesen sei, wenn es um die Belange der Belegschaft gegangen wäre. Das gelte auch für seine Tätigkeit im Gesamtbetriebsrat. Und dann setzte sich der Betriebsrat noch einmal zusammen, um die Probleme des vergangenen Jahres mit ihren Auswirkungen zu besprechen.

in Höhe von 40 DM gezahlt. Für Mitglieder, die von keiner anderen Stelle Weihnachtsgeld erhalten haben, wurde ein Betrag von insgesamt 1070 DM aufgewendet. Im Jahre 1958 wurden an 9 Mitgliedern aus Anlaß des 80. Geburtstags, an 6 bei Vollendung des 85. Lebensjahres, an 17 zur goldenen Hochzeit und an einem Mitglied zur diamantenen Hochzeit Geldgeschenke überreicht. Am Todestag von August Thyssen legte der Verein auf Schloß Landsberg wieder einen Kranz nieder.

Für Sie gerechnet...



„Da haben wir den Salat. Die Karre ist im Eimer. Ich hatte ja gleich gesagt, wir sollten zweimal fahren.“ — „Ganz recht, davon hast du geredet, aber konntest du denn etwa fünf Kisten durch zwei teilen?“



„Warum hat es denn der Otto so eilig? Wird er dringend vom Chef verlangt?“ — „Ach, Quatsch, ich glaube bestimmt, es werden noch Leute für die bei uns so beliebte Frostwache am Sonntag gebraucht!“



„Ich halte von Verbesserungsvorschlägen gar nichts mehr. Mir fiel gestern Abend dieses Plakat ein, und da habe ich meiner Frau vorgeschlagen, mein Taschengeld zu verbessern. Schaut mich einmal an!“
*
„Wo steckt denn bloß der Schmierer mit seiner Ölkanne wieder?“ — „Da kann ich dir ganz genau Auskunft geben. Er ist vor kurzem noch hier vorbeigegangen. Du brauchst nur seiner Spur zu folgen.“



Zum Abschied überreicht der Immigrather Betriebsratsvorsitzende Witzmann dem scheidenden Betriebsratsmitglied Paschen ein Buch. Rechts Gewerkschaftssekretär Körffer. Siehe unseren Bericht auf S. 22



Das ist die neugegründete Karnevalsgesellschaft „Röhrengarde“ aus dem Werk Thyssen. Helmut Schöller schwingt den Narrenstab (Mitte). Der Liederdichter Willi Witthaus (vorn) hält es mit der Mädelgruppe



34 Schüler der Grubensteigerklasse der Bergschule Redelinghausen besichtigten am 27. Januar unsere Werkesanlagen in Ruhrort. In ihrer Bergmannstracht erregten sie überall im Werk Aufsehen



Unsere Mülheimer Werkmeister trafen sich am 31. Januar mit ihren Angehörigen und Ehrengästen zum traditionellen Winterfest. Es wurde viel und lange getanzt. Was außerdem los war, lesen Sie auf Seite 14

... und fotografiert

... und jetzt haben wir Karneval

